

flutter.

Wahrheiten

Nicht alle *Fake News* sind so leicht zu durchschauen

In unserem Spezial geben wir Tipps, wie du Falschmeldungen und Verschwörungsideologien erkennen und bekämpfen kannst: [bpb.de/fake-news](https://www.bpb.de/fake-news)

Editorial

Das kann doch nicht wahr sein!? Und ob: Lügen werden zu alternativen Fakten erklärt, Falschnachrichten rasend verbreitet, bizarre Verschwörungen ausgerufen. In den letzten Jahren haben populistische Bewegungen und Regierungen die politische Meinungsbildung weltweit erobert und mitbestimmt.

Angst essen Seele auf – Zorn und Aufregung bestimmen, was gilt, sie sind die profitablen Treiber der Aufmerksamkeit in den digitalen Öffentlichkeiten. Die gute Story, der prägnante Auftritt der Anführer geht über klassische Kriterien der Wahrheitsfindung. Modernisierte Machttechniken der Propaganda und die datenhungrigen Technologien der globalen Internetkonzerne befeuern sich dabei gegenseitig. Das Ganze ist autoritärer politischer Surrealismus. Es könnte komisch sein, wenn es nicht so gewalttätig und gefährlich wäre.

Die offenen Gesellschaften sind dem nicht hilflos ausgeliefert, es gibt Gegenbewegungen. Der Blick in die Arenen der Wahrheitsfindung lohnt sich dafür.

Das beginnt im persönlichen Umfeld, wo Freundschaften Streit einhegen und ihm das Unerbittliche nehmen können. Wir lernen so im Alltag, wie wir Widersprüche und komplexe Situationen verstehen und aushalten können. Die eigenen Haltungen und Wertungen offen zu vertreten und kritisch zu hinterfragen verlangt Mut und ist selten bequem. Streit so zu organisieren, dass es für die Beteiligten annehmbare Lösungen gibt, formt unsere Haltungen in persönlichen Beziehungen. Die Beleuchtung der eigenen Familiengeschichte und deren dunklen Seiten ist verwandt mit den Neubestimmungen der nationalen Geschichte jenseits kolonialistischer und rassistischer Vorurteile. Die Wahrheitskommissionen bilden faszinierende Versuche, Gewaltgeschichte und unversöhnliche Feindschaften zugunsten des Friedens und der eigenen Zukunftsgestaltung zu verarbeiten. Die Rechtsprechung zeigt, wie in der fragilen Balance von Wahrheit und Gerechtigkeit Entscheidungen getroffen werden und sich zu bewähren haben.

Die klassischen geistigen Autoritäten – Wissenschaften, Religionen und Philosophien – haben eine lange Geschichte des Streits um die Begriffe der Wahrheit und die Regeln der Wahrheitsfindung. Diese Suchbewegungen können wir immer wieder neu entdecken und so unsere Vorstellungen von Wahrheit prüfen. Dabei sind die Geltungsbereiche unbestreitbarer, fixer Wahrheiten erfahrungsgemäß eher eng. Oft landet man im Dilemma oder ist mit den unvorhergesehenen Folgen getroffener Entscheidungen konfrontiert.



Zu schön, um wahr zu sein:
über das Wasser laufen zu können hätte schon was.
So zu tun, als ob man es könnte, aber auch.

In demokratischen Gesellschaften ist es nie einfach, die Interessen der widerstrebenden Akteure unter einen Hut zu bringen. Jede Balance ist prekär, aber gerade die Dynamiken, die bei der Suche nach einer gemeinsamen Lösung entstehen, machen die Freiheitsgrade der Vielen aus. Letztlich liegt es an uns, wie wir die eigene moralische Orientierung und unsere persönliche Informationspolitik verantworten. Wahr bleibt aber auch: Wir können den autoritären Versuchungen widerstehen und dem kalten Hauch der Unterwerfung entkommen.

Thorsten Schilling

Inhalt



Das glaubst du vielleicht nicht, aber es stimmt.
Das fluter-Abo gibt's gratis:
www.fluter.de/abo

20

6 Vom Sie zum Er zum Ich

Nele dachte, sie sei ein Junge.
Als sie dann einer war, erkannte sie den Irrtum

8 Als wir frei sein wollten

Unser Autor wollte eine offene Beziehung führen – leider ging es für ihn voll daneben

10 Respekt!

Politisch völlig anderer Meinung und trotzdem Freunde sein

14 Opa, der Mörder

Wenn in der Familie über manches geschwiegen wird

17 Wort!

Wir erklären ein paar Begriffe zu unserem Thema

20 Wut + Algorithmus = Chaos

Warum sich absurde Verschwörungsideologien so rasant verbreiten – und manchen Politikern Lügen nicht schadet. Ein Interview

24 Die Blase platzt

Ob wir wirklich alle in einer Filter Bubble leben, ist umstritten

26 A History of Bullshit

Ob in der Zeitung, im Radio, im Internet: Fake News in den Medien gab's immer schon

28 Was ihr nicht sagt

An den Unis ist es ein Problem, wenn bestimmte Sachen nicht mehr gesagt werden dürfen

30 Erst mal stimmt das so

In der Wissenschaft ist es normal, dass Erkenntnisse nicht endgültig sind

32 Raum für Zweifel

Wir haben einen Mordprozess analysiert, um zu sehen, was die Wahrheit vor Gericht bedeutet

37 Sag jetzt nichts Falsches

Manchmal muss man einfach lügen – zum Beispiel im Krieg

38 Ihr Glaube

In manchen christlichen Gemeinden sind die strengen Regeln einigen zuviel

40 „Die Grenze des Sagbaren verschiebt sich“

Wie geht man an Schulen mit radikalen Muslimen um?

42 Wie konnte das geschehen?

Wahrheitskommissionen in Südafrika und Südamerika

45 Shakespeare, der alte Katalane

Über Spaniens Geschichte gibt es immer noch viel Streit

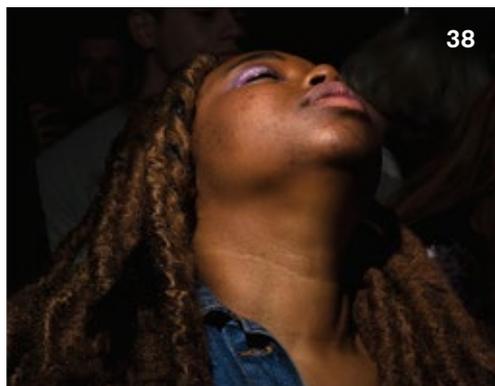
46 Totally Different Story

Die Geschichte Afrikas wird neu geschrieben

48 Die Frau, die sich traute

Hannah Arendt hatte viel zu unserem Thema zu sagen

50 Impressum & Vorschau





Echt jetzt?

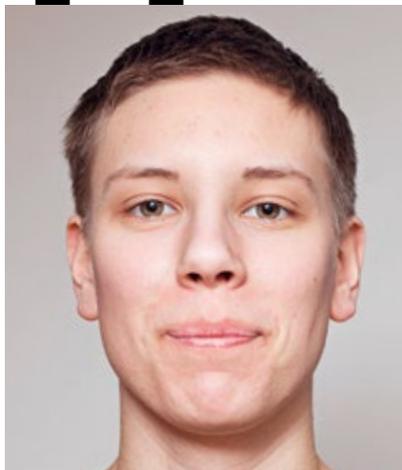
Das Manipulieren von Bildern ist so alltäglich geworden, dass man vielen Fotos inzwischen automatisch misstraut. Musste man früher noch aufwendig retuschieren, lässt sich die Realität heute am Computer einfach photoshopen. Der US-amerikanische Fotokünstler Kerry Skarbakka hat es sich allerdings nicht so leicht gemacht. Für seine Serie von Stürzen hat er sich beispielsweise an Nylonseilen aufgehängt und dann den Selbstauslöser bedient. Das, was wir sehen, ist doch nicht das, was wir zu sehen glauben.

Vom Sie zum Er zum Ich



Das ist Nele,
bevor sie sich entschied,
ein Junge zu werden

Die Operation,
in der das Brust-
gewebe entfernt
wird, bereut Nele
bis heute nicht,
weil sie nicht mehr
so angestarrt wird



Nele als Junge hieß Peer.
Das Testosteron hat die
Gesichtszüge markanter gemacht



Inter Nr. 77, Thema: Wahrheiten

Das ist Nele
heute. Ihr
biologisches
Geschlecht hat
sie akzeptiert,
die gesell-
schaftliche
Rolle dahinter
nicht

Wer bin ich? Die Antwort auf diese Frage ist vielleicht die größte Wahrheit, die es zu entdecken gilt. Auch für Nele, die erst eine Frau war, dann drei Jahre als Mann lebte – bevor sie merkte, dass sie damit auch nicht glücklich ist. Die Geschichte einer Suche

„Wie kann ich meine Brüste loswerden?“ Als Nele diese Frage bei Google eintippte, hatte sie schon eine längere Zeit des Leidens hinter sich. Obwohl es in der Schule gut lief und sie beliebt war, gab es viele traurige Momente – vor allem vor dem Spiegel: Mit 19 hasste sie ihre Brüste und ihre weiblichen Rundungen. Im Internet stieß sie schließlich auf den Begriff Transgender und entdeckte Gemeinsamkeiten zwischen sich und denen, die davon berichteten, im falschen Körper zu stecken. Von Selbstverletzungen war die Rede, von Suizidgedanken und Essstörungen. All das kannte Nele von sich selbst. Und dann las sie noch über eine sogenannte Mastektomie, die chirurgische Entfernung der Brust, die Transmänner unter bestimmten Voraussetzungen von der Krankenkasse bezahlt bekommen. Aber war sie das? Ein Transmann? Sollte auch sie ihren Körper verändern lassen?

Mit diesen Fragen ging Nele zu einem Therapeuten. „Er hat mich dann direkt als Transgender diagnostiziert“, erinnert sie sich. Nach einem halben Jahr in Therapie wurde ihr das männliche Geschlechtshormon Testosteron verschrieben. Schon nach kurzer Zeit wurde ihre Klitoris größer, dann die Stimme tiefer, das Becken schmaler und die Brüste kleiner. Statt langen blonden Haaren und Kleidern trug Nele jetzt eine Kurzhaarfrisur – und in der Unterhose eine Penisattrappe. Auch in ihrem Personalausweis vollzog sich die Veränderung von einer Frau zum Mann: Aus Nele wurde Peer.

Nele genoss es, von anderen nicht mehr als Frau angesehen zu werden. Kein Hinterherschauen mehr, kein Gegrapsche, auch im Beruf wurde sie plötzlich ernster genommen. „Als Frau bin ich das Mädchen, das als Hobby malt, als Mann bin ich ein professioneller Illustrator“, sagt sie.

Mithilfe einer Dating-App lernte sie den belgischen Transmann Elliot kennen. Die zwei trafen sich zum Kaffeetrinken, verstanden sich auf Anhieb gut und wurden ein Paar. Kurz darauf fand auch Neles lang ersehnte Brustentfernung statt. Für viele Transmenschen ist die Suche nach ihrem wahren Ich an diesem Punkt vorbei – nicht für Nele.

Mit Elliot führte sie weiterhin lange Gespräche über Menschen wie sie und die Art, wie sie von einem Großteil der Gesellschaft gesehen werden. Nele war der Überzeugung, im falschen Körper geboren zu sein, während Elliot glaubte, dass es nicht die Biologie, sondern die Gesellschaft ist, die einen Menschen zu einer Frau macht, zu einem Mann oder auch zu einer Transgender-Person. Dass es also nicht Neles Körper war, unter dem sie gelitten hatte, sondern das, was andere Menschen in diesem Körper gesehen hatten. Tatsächlich fielen Nele die Blicke ein, die sie schon mit neun gespürt hatte, als sie in die Pubertät gekommen war und ihr Busen sich rasch entwickelte – weswegen sie nicht mehr mit freiem Oberkörper herumlaufen durfte. Die Art, wie die Jungs sie auf der Straße anschauten, hatte sich verändert, manche fassten sie sogar einfach an. „Plötzlich war ich nicht mehr ich, sondern sexy und wurde aufs Hübschsein reduziert“, sagt sie heute. Und dass der Wandel vom Kind zur Frau für sie gleichbedeutend gewesen sei mit dem Verlust von Freiheit und dem seltsamen Gefühl, zu einem Objekt degradiert zu werden.

„Wir leben leider auch in der westlichen Welt immer noch in einer patriarchalischen Gesellschaft. Das kann dazu führen, dass Frauen denken: ‚Ich möchte auch ein Mann sein, damit ich Macht habe und nicht mehr diskriminiert werde‘“, sagt der Psychologe Jan İlhan Kızıllhan, der die Abteilung Transkulturelle Psychosomatik der MediClin Klinik am Vogelsang in Donaueschingen leitet. War das auch bei Nele der Grund? Dass sie nicht vor ihrem weiblichen Körper wegrannte, sondern vor dem, was andere mit diesem Körper machten? Heute sieht sie es so.

Von Nele zu Peer zurück zu Nele. „Detransition“ heißt es, wenn sich Transgender-Personen entschließen, ihre Umwandlung wieder rückgängig zu machen. Seit einem Jahr definiert sich Nele wieder als Frau. Die Östrogene machen ihre Gesichtszüge weicher und ihre Hüften breiter, nur die tiefere Stimme wird für immer bleiben. Ihren damaligen Entschluss bereut sie nicht, auch wenn sie sich mit ihrem heutigen Wissen anders entschieden hätte. Und mit ihrer Mastektomie ist sie immer noch zufrieden, weil sie wegen ihrer Brust nicht mehr sexualisiert wird.

Nele glaubt, dass sie in der Zeit, als sie sich selbst verletzte und Suizidgedanken hatte, eigentlich gar nicht in der Lage war, eine derart weitreichende Entscheidung zu treffen. Psychologe Jan İlhan Kızıllhan stimmt ihr zu: „Zuerst muss man die Störung behandeln und den Patienten stabilisieren. Dann kann man sehen, wie es weitergeht.“ Auch Andreas Steiert, Chirurg an der Meoclinic in Berlin, sagt: „Ich halte es für einen Kunstfehler, wenn man Patienten, die in einer Borderline-Symptomatik stecken, also in einer instabilen psychischen Situation, operiert.“

Neles Therapeut verfolgte damals den sogenannten affirmativen Ansatz, bei dem man davon ausgeht, dass durch die Transition Depressionen, Essstörungen und andere psychische Störungen weichen. Der Transformationswunsch wird dabei von Anfang an nicht hinterfragt oder beurteilt, sondern bejaht und unterstützt. Das soll den Leidensdruck der Patienten mindern. Darüber, ob Geschlechtsumwandlungen oft zu früh empfohlen werden, gibt es noch keine Studien. Fest steht aber, dass die Zahl der Behandlungen stark gestiegen ist – und auch die der Detransitionen.

Heute sieht sich Nele als Frau, weil es ihr biologisches Geschlecht ist, ohne daraus eine gesellschaftliche Rolle abzuleiten, die sie erfüllen muss. Sie hat ihre eigene Definition von Identität gefunden. ↵

Mehrere Menschen lieben, keine Besitzansprüche haben, keine Eifersucht zulassen. In der Theorie klingt eine offene Beziehung richtig gut. Doch bei unserem Autor scheiterte sie an der Frage, wie viel Wahrheit eine Liebe braucht

Als wir frei sein wollten

Dass im Dezember 2019 meine Beziehung zerbrach, lag an einem Tag acht Monate zuvor, als ich mit meiner Freundin Leah an der polnischen Ostsee saß. Wir waren gerade eine Runde Riesenrad gefahren und fingen nun an, bei Aperol Spritz aus Pappbechern über unsere Liebesbeziehung zu sprechen. Wir wohnen seit einem Jahr zusammen, zwei Berufseinsteiger. In ein paar Jahren könnte man Kinder bekommen, warum nicht. Und bis dahin? Na ja, sagte Leah, vielleicht noch mal ein bisschen Freiheit?

Die Vorstellung einer offenen Liebesbeziehung gefiel mir sofort. Wir waren glücklich, ein starkes Team. Was könnte uns ein bisschen Freiheit schon anhaben? Ich musste auch an Sophia denken. Zwischen ihr und mir hatte es immer mal wieder geknistert. Und zwischen Leah und mir war körperliche Nähe in letzter Zeit eher ein Problem, über das wir nicht wirklich sprachen. Ich dachte: Ein bisschen Ablenkung könnte uns helfen, wieder zueinanderzufinden. Der Gedanke, dass sie mit anderen Männern schlafen würde, störte mich nicht.

Wir sagten: Wir machen das, ab jetzt. Weil es mich so begeisterte, was wir taten, wollte ich gleich alles darüber wissen. Ich las Friedemann Karig, der in „Wie wir lieben“ die Monogamie als „das kranke Modell“ bezeichnet. Offene Beziehungen, so Karig, würden Paare hingegen „unverwundbar“ machen. Das leuchtete mir ein. Wer von niemandem Treue erwartet, der kann auch nicht belogen und verletzt werden – oder? Solche Fragen stellte ich nun triumphierend meinen fest gebundenen Freunden. Und ich meinte, dass es sie auch ein wenig neidisch machte.

Nicht mehr in einer exklusiven Liebesbeziehung zu sein war wie der Welt mit offenem Visier entgegenzutreten. Schlimme Gefühle wie Eifersucht oder Verdächtigung? Hatte ich für mich abgeschafft. Mit 25 entsprach ich nun einem modernen Bild, wie es derzeit in Netflix-Serien („Easy“) oder Pop-Romanen („Allegro Pastel“) von meiner Generation gezeichnet wird.

Ich glaube sogar, dass das letztlich ausschlaggebend war: Wir, Leah und ich, wollten etwas tun, das als zeitgemäß gilt. Es fühlte sich intuitiv richtig an. Und das gute Gefühl hielt auch eine Weile vor, wie ein High, bei dem man

sich nie fragt, ob es jemals endet. Aber irgendwann verstanden wir, dass in unserer Beziehung, als wir sie geöffnet hatten, etwas abhandengekommen war, das wir niemals als gefährdet angesehen hätten: die Wahrheit. Ich will das erklären.

Alles begann mit der „Nicht fragen, nicht sagen“-Regelung. Wie in jeder Liebesbeziehung, die keine sexuelle Exklusivität beinhalten soll, mussten wir uns darauf einigen, wie wir über Sex mit anderen sprechen wollten. Es dem anderen einfach ungefragt erzählen? Das kam uns ungut vor. Denn kleinere Verletzungen, da waren wir uns einig, waren ja vielleicht doch nicht auszuschließen. Wir wussten nicht, wie es sich anfühlen würde, wenn der andere zum ersten Mal eine andere Person datet, küsst, sich vielleicht in sie verguckt, vielleicht mit ihr schläft. Ich wusste, dass ich nicht unvorbereitet damit konfrontiert werden wollte. Also hielten wir fest: Don't ask. Don't tell.

Es vergingen einige Wochen, bis wir zum ersten Mal unser neues Beziehungsmodell auslebten. Ich traf, wie erhofft, Sophia, wir schliefen miteinander, es war wunderschön und genauso, wie wir es uns immer vorgestellt hatten. Auch Leah schlief mit einem anderen Mann, was mich ehrlich freute.

Dass es mir gut damit ging, merkte ich auch daran, dass ich den anderen nicht auf Instagram stalkte. Ich war, wie Karig es versprochen hatte: unverwundbar. Dachte ich.

Aber wenn man zusammenlebt, ist es gar nicht so einfach, Dinge zu tun, von denen der andere nichts erfahren soll. Ich hatte da einen gewissen Vorteil: Leah wohnte die halbe Woche in einer anderen Stadt. Ich konnte mein Leben also gut strukturieren in klassische Beziehungstage – und Eskapismus.

Für Leah war das nicht so leicht, ich war ja immer da. Und so begann ich mit der Zeit, Verhaltensmuster wiederzuerkennen, die mich errahnen ließen, wann sie den anderen Mann traf. Meistens war es freitags, dass sie sagte: „Ich gehe mit Freundinnen etwas trinken“, aber ich nur hörte: „Und danach treffe ich noch jemanden.“

Ich hätte in solchen Momenten nachfragen können. Oder sollen? Das wusste ich irgendwann nicht mehr. Es störte mich, dass wir nun dauernd nach Formulierungen suchten, in denen man etwas aktiv verschweigt und den anderen im Vagen lässt. Was unterscheidet bewusstes Weglassen überhaupt von einer Lüge? Wir justierten also noch mal nach. Von nun an galt: Alles erzählen. Die ganze Wahrheit, immer.

Eines Morgens, Leah war gerade eine Nacht weggeblieben, schrieb ich ihr: Alles gut? Und: Gestern Date gehabt? Ich schrieb ihr, weil ich nicht warten wollte, bis sie es erzählte. Ich war aufgewühlt, weil mir unsere Regeln plötzlich unsinnig vorkamen. Ich blickte nicht mehr durch. Und ich merkte schon beim Schreiben, dass es völlig egal war, wann oder was sie antworten würde, denn ich kannte ja schon die Antwort.

Einige Wochen redete ich mir noch ein, dass es perfekt so sei: eine Beziehung, die nicht an Unehrlichkeit scheitern kann. Die immun gegen Verletzungen ist, unverwundbar.

Doch dann merkte ich, dass die Liebe für mich einer der letzten Lebensbereiche ist, in denen man sich eben nicht immunisieren muss. Unsere Gegenwart, in der gleichzeitig Rechtsextreme Auftrieb haben und ein Virus die Welt lahm-

legt, nehme ich als andauernde Krise wahr. Private Rückzugsorte werden damit wichtiger. Für mich müssen das Orte sein, an denen man eine besondere Erfahrung macht: verwundbar zu sein, ohne verwundet zu werden.

Liebe bedeutet für mich genau das: schwach werden, sich weggeben. Und dann erleben, wie man trotzdem nicht verletzt wird. In einer offenen Beziehung, in der alles entgrenzt und erlaubt ist, ist das aber in meinen Augen unmöglich.

Ein paar Monate später fühlte sich unsere Liebe abgestumpft an. Wir trennten uns und zogen auseinander, sie nahm die Auflaufform mit und ließ mir den Standmixer da. Wir hatten Sexualität, Nähe oder Anziehung außerhalb unserer Beziehung gefunden und mussten sie dadurch nicht mehr innerhalb aushandeln. Wir wollten frei sein. Näher zusammen brachte uns das nicht. ☞

War ich unverletzbar, und wollte ich das denn wirklich sein?

Respekt



Von Bartholomäus von Laffert
Illustration: Golden Cosmos

Einmal waren Crystal und Christoph Gegner, ohne dass sie es wussten. Es war im Mai 2018, Crystal war mit Freunden auf einer Demo, bei der die Leute tanzten und Parolen wie „Nazis raus!“ brüllten – und damit auch Christoph meinten. Denn Christoph stand an diesem Tag auf der anderen Seite. In einer Menschentraube, die schwarz-rot-goldene Fahnen und „Merkel muss weg“-Schilder in die Luft reckte und dazu skandierte: „Wer Deutschland nicht liebt, soll Deutschland verlassen!“ Wenige Stunden später stand Christoph vor Crystal's Tür in Friedrichshain.

„Ich dachte einfach: What the fuck?!“, sagt Crystal, wenn er an den Moment denkt, als er Christoph und dessen Begleiter die Tür öffnete. Der trägt Lederhosen und hat sich Deutschlandfahnen auf die Wangen gemalt. Wo sie herkommen, will Crystal wissen. „Von der Demo“, sagt Christoph. Statt den beiden die Tür zuzuknallen, lässt Crystal sie eintreten, kocht ihnen Kaffee und erklärt, dass in seiner Wohnung kein Platz für Rassismus sei. „Das haben sie respektiert – und dann haben wir über was anderes geredet.“ Denn Christoph und Crystal sind Freunde. Ziemlich gute sogar.

Kann das wirklich sein? Haben Crystal und Christoph die oft beschworene Spaltung der Gesellschaft überwunden? Oder sind sie einfach nur zwei, die Wahrheiten aussparen, damit sie weniger allein sind?

Crystal ist ein Hippie und kommt aus Südkorea. Er ist Anfang 50, trägt selbst bei Regen Sonnenbrille. Die langen schwarz-grauen Haare fallen ihm ständig ins Gesicht. Er raucht Pueblo-Tabak, und wenn er redet, sagt er „fuck“ und „bastard“.

Christoph ist ein deutscher Unternehmer. Er ist Anfang 60, trägt selbst bei Zoom-Meetings ein Sakko und sieht mit den gescheitelten braunen Haaren und der runden Hornbrille ziemlich brav aus. Sein Hochdeutsch ist gestochen, das Fluchen überlässt er anderen.



Inter Nr. 77, Thema: Wahrheiten

Crystal ist Hippie und mag Angela Merkel. Christoph ist Unternehmer und postet Bilder von Silvesterböllern mit Merkels Gesicht drauf. Crystal glaubt, dass die Corona-Maßnahmen richtig sind – und Christoph an die große Verschwörung. Eine Geschichte über unterschiedliche Wahrheiten unter Freunden



Christoph postet seine politischen Ansichten auf Facebook. Er teilt Petitionen, die ein Verbot von Abtreibungen fordern, er wettet gegen die „Plünderung der Sozialkassen durch Illegale“, gegen „Antifa-Terror“. Zu Silvester 2019 postet er Fotos von Feuerwerkskörpern, auf die Fotos von Angela Merkel und George Soros geklebt wurden, und schreibt dazu: „Ich habe mit Rücksicht auf unseren amerikanischen Bündnispartner in diesem Jahr meine Verteidigungsausgaben um 1000 % erhöht.“ Crystal postet selten etwas auf Facebook. Und wenn, dann Sonnenuntergangsfotos von Freunden.

Es ist der Sommer 2016, als sich die beiden das erste Mal in einem Meditationszentrum auf der griechischen Insel Lesbos begegnen. Beide haben sich zu einem einwöchigen Kurs angemeldet: „The Path of Love“ – der Pfad der Liebe.

„Wer in dieses Center kommt, der ist bereit, einen neuen Weg zu gehen und Altes hinter sich zu lassen“, sagt Christoph.

„Alle Leute, die dorthin kommen, wollen etwas über sich selbst lernen. Das ist das gemeinsame Ziel. Egal woher, egal welche Religion, welche Hautfarbe und welche politische Einstellung, das spielt alles keine Rolle“, sagt Crystal.

„Als ich Crystal das erste Mal gesehen habe, da habe ich unsere Verbundenheit sofort gespürt. Wir sind beide politikübergreifend Opfer unserer Eltern, die Opfer des 20. Jahrhunderts waren. Deshalb habe ich mich schnell zu ihm hingezogen gefühlt“, sagt Christoph.

„Ich war überrascht von diesem älteren Gentleman aus Deutschland, der es wagt, sich in diesem Alter noch einmal neu zu orientieren, und sich unter all die Hippies begibt“, sagt Crystal.

Crystal erinnert sich genau daran, wann er das erste Mal mit Christoph gesprochen hat. Es sei auf einer Taxifahrt gewesen. Zwei Stunden hätte die Fahrt über die Insel gedauert. Es sei um die Geflüchteten gegangen. Christoph hätte ihm gesagt, dass Merkel die deutsche Verfassung breche, indem sie die ganzen Flüchtlinge nach Deutschland locke, und dafür bestraft werden solle. Er, Crystal, habe daraufhin entgegnet: Und wenn schon, dann ist sie vermutlich die erste Politikerin in der Weltgeschichte, die nicht aus Gier und Eigennutz diese Grenzen überschreitet, sondern aufgrund von Menschlichkeit. „Und da hat Christoph gesagt: Stimmt, du hast recht.“

Crystal und Christoph, da sind sie sich einig, sind keine Freunde geworden, weil sie so viel gemeinsam haben. Aber eine Gemeinsamkeit ist besonders wichtig: der Wille, sich für Neues zu öffnen. Und die Bereitschaft, andere Wahrheiten anzuerkennen.

Christoph wächst in Norddeutschland auf. Als er vier Jahre alt ist, trennen sich seine Eltern. Er verlässt den Vater, wie er sagt. Sein Großvater väterlicherseits war ein bekannter

Crystal denkt sich bei manchem, was Christoph sagt, nur: „What the fuck“

deutscher Offizier, der an Kriegsverbrechen beteiligt war und dessen Geschichte die Familie noch sieben Jahrzehnte später entzweien sollte. Auch der Vater diente in der Wehrmacht. „Da ich meinen Vater sehr geliebt habe, hatte ich anfangs eine große Affinität

für den nationalistischen Ansatz“, sagt Christoph. Mit 18 sucht er nach Helden in der deutschen Geschichte und findet sie in Bismarck und Friedrich dem Großen. Später schwenkt er um auf Rudolf Virchow, den Arzt und Sozialhygieniker. Christoph wird erfolgreicher Unternehmer – und doch nicht glücklich, weil ihn seine Familiengeschichte belastet.

Crystal wird in Südkorea, in Seoul geboren. Sein Vater kämpft im Koreakrieg, der die Familie zerreißt. Als Crystal sieben ist, wandern die Eltern mit ihm nach New York City aus. Auf dem Weg zur Schule gerät er immer wieder in Schlägereien. „Erst später habe ich verstanden, dass das nicht normal, sondern Rassismus war.“ Das Ziel der Eltern wird auch zu seinem Ziel: Er will den amerikanischen Traum leben. Karriere machen. Crystal wird Banker. Mit 25 arbeitet er bei Morgan Stanley und verdient 120.000 Dollar im Jahr. Später leitet er eine Filiale der Lehman Brothers in Hongkong. In seiner Blüte verdient er 1,4 Millionen Dollar im Jahr und die Firmenanleihen noch obendrauf. „Ich war so ein richtiger ekelhafter Banker, der seinen menschlichen Wert am Umfang seiner Brieftasche bemessen hat.“ Mit Anfang 30 kündigt er seinen Job, beginnt zu reisen – für ihn der Anfang eines neuen Lebens.

Der Banker, der zum Hippie wurde. Der Nationalist, der die Liebe sucht. Aber wann wurden sie Freunde?

Wenn man die beiden heute nach einem genauen Datum fragt, dann nennen sie den Sommer 2017. Wie jedes Jahr plant Crystal auch damals, eine Gruppe Abenteuerlustiger auf einer Motorradtour durch Indien zu führen. Plötzlich ruft Christoph an und fragt, ob er mitkommen könne. Am Ende sind sie zwei Monate zusammen unterwegs. Er habe damals so ein Urvertrauen in Crystal gespürt, sagt Christoph. Ihn habe Christoph zum zweiten Mal überrascht, sagt Crystal. „Dieser konservative Mann hat es geschafft, meine Vorurteile infrage zu stellen.“

Aber was ist mit den Widersprüchen, den politischen? Wie kann einer, der Abtreibungen verbieten will, mit jemandem befreundet sein, der sie erleichtern möchte? Wie kann man als Unterstützer der AfD jemanden als Freund haben, der gegen die Partei kämpft?

Christoph sagt: „Ich glaube, dass diese politische Spaltung des Landes uns nicht guttut. Weil wir letztlich von unserer psychischen Konstitution her als Menschen eine Einheit sind. Auch wenn wir das nicht wahrhaben wollen, aber letztlich sind wir seelisch miteinander verbunden.“

Crystal sagt: „Ich glaube, wir haben alle verlernt, miteinander zu reden. Stattdessen verdammen wir uns die ganze Zeit gegenseitig. Und dann schaust du in die USA und weißt, was dabei rauskommt: ein gespaltenes Land, das sich aufrüstet. Ich glaube, wir sollten versuchen, Verständnis füreinander zu schaffen.“

Wie aber kann einer wie Crystal damit umgehen, dass Christoph neben Leuten marschiert, die Ausländer wie ihn nicht in ihrem Land haben wollen?

„Weißt du, ich glaube, Christoph meint das nicht rassistisch, er hat da seine wirtschaftlichen Argumente. Ich finde: Solange du niemandem Schaden zufügst, sollst du dein Leben so leben, wie du das für richtig hältst. Und Christoph, da bin ich mir sicher, ist kein Hater.“

Ende Oktober hat Christoph einen Artikel von „Spiegel Online“ auf Twitter kommentiert. In dem Text geht es um die neuen Corona-Maßnahmen in Deutschland. Christoph schreibt: „Ich fordere einen nationalen Wahrheitsplan und Automatic Arrest für alle Regierungspolitiker in Bund und Ländern. #Nürnberg2“. Darunter hat er das berühmte Bild vom Nürnberger Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher kopiert. Es ist eine Fotomontage: Anstelle der Naziverbrecher sitzen nun Angela Merkel, Markus Söder, Frank-Walter Steinmeier und Claudia Roth auf der Anklagebank.

Wenn Crystal so etwas sieht, dann grinst er ungläubig und schüttelt den Kopf. „Ich packe das alles in einen Korb mit dem Label ‚What the fuck‘.“ Und dann könne er mit Christoph in Ruhe Kaffee trinken und reden. Über alles. Nur nicht über Politik. ↩

Wahre Einsichten

Teil 1

Die Schatten in der Höhle



Im Grunde ist es ein Szenario wie aus einem modernen Horrorfilm: Gefangene sind in einer Höhle gefesselt, sogar ihre Köpfe sind fixiert. Ihr Blickfeld (und damit ihre Welt) ist auf die Höhlenwand vor ihren Augen begrenzt. Weit hinter ihnen brennt ein Feuer, das sie nicht sehen können, ebensowenig die Figuren, die als Schatten vor ihnen an der Wand tanzen. Für sie gibt es nur diese Schatten – und die Stimmen, die von der Höhlenwand widerhallen, sind die Stimmen der Schatten.

Ein Gefangener, der sich umdreht, würde vom Licht geblendet und verunsichert. Er hielte das Feuer für weniger real als die gewohnten Schatten und würde an seinen sicheren Platz zurückkehren. Würde er aber die Höhle verlassen, wäre er auch zunächst verwirrt, die Sonne würde ihn blenden, aber allmählich würde er erkennen, wie die Welt beschaffen ist. Und wie die Schatten entstehen.

Platons Höhlengleichnis erzählt vom Wesen der Wahrheit. Es beschreibt den Lernvorgang, der idealerweise zur Wahrheit führt – und welche Verantwortung damit verbunden ist. Denn wenn der Erleuchtete in die Höhle zurückkehrt, würde er die Schatten anders interpretieren. Die anderen Gefangenen aber würden denken, dass er sich oben die Augen verdorben habe. Und ihn, sollte er sie ebenfalls aus der Höhle ans Licht führen wollen, vielleicht sogar umbringen. Das Wissen um die Wahrheit, legt Platon nahe, ist nicht ungefährlich.

Arno Frank



Das gibt's doch nicht!

Früher glaubten noch mehr Menschen an übersinnliche Mächte und brachten mit ihrem Aberglauben erstaunliche Traditionen hervor, die es bis heute ermöglichen, für eine kurze Zeit in eine Traumwelt zu entfliehen. Der Fotograf Charles Fréger hat sich auf die Suche nach der mythologischen Figur des „Wilden Mannes“ gemacht. Mit seinem Erscheinen werden auf dem Land zum Beispiel die Wechsel der Jahreszeiten begangen. Unser Bild zeigt ein bulgarisches Exemplar.

Von Tanja Mocosch
Illustration: Eugen Schulz



Inter Nr. 77, Thema: Wahrheiten

Opa, der Mörder

Am Rand der Freiburger Innenstadt ragt, umrandet von einem Sicherheitszaun, ein elfstöckiges Gebäude in die Höhe, in dem kilometerweise Akten lagern – die so manche Weihnachtsfeier im Familienkreis verderben könnten. Was hat Opa im Krieg gemacht? War Oma wirklich nur eine normale Krankenschwester? Ist Papa bei der SS gewesen? Mit etwas Glück finden sich die Antworten sauber abgeheftet in einem der Bundesarchive, die die militärischen Unterlagen der preußischen und deutschen Streitkräfte bis 1949 verwahren.

Vor etwa 15 Jahren, sagt Thomas Menzel vom Bundesarchiv in Freiburg, sei man davon ausgegangen, dass die Zahl der Anfragen, die sich auf die Zeit bis 1945 beziehen, allmählich zurückgehen würde. Stattdessen wurden es immer mehr: „Wir hatten einen Zuwachs von ein bis zwei Prozent pro Jahr. 2020 waren es dann 30 Prozent.“ Inzwischen bearbeiten die Archivare etwa 13.000 Anfragen pro Jahr. Die Hälfte seien solche nach einer bestimmten Person, der Rest beziehe sich zum Beispiel auf bestimmte Wehrmachtseinheiten oder einzelne Kriegsereignisse.

Es sind vor allem Familienangehörige, Kinder, Enkel, Urenkel, die auf der Suche nach der Wahrheit sind, aber auch Hobbyforscher. Das gehe bei der 14-Jährigen los, die eine Arbeit für die Schule schreibt, so Menzel, und ende beim 90-Jährigen, der die eigene Personalakte anfordert. In allen neun Dienststellen des Bundesarchivs gehen etwa 50.000 Anfragen jährlich ein, bei denen es um die NS-Vergangenheit von Familienmitgliedern geht, schätzt die Pressestelle.

Die Freiburger „Abteilung Militärarchiv“ verwahrt unter anderem Personalakten der Offiziere des Heeres und der Luftwaffe der Wehrmacht, Kriegstagebücher oder Unterlagen über militärische Auszeichnungen. „Der Klassiker ist“, sagt Menzel, „dass die Soldaten nach ihrer Rückkehr irgendwelche Geschichten erzählt haben, um sich interessanter zu machen oder etwas zu verschleiern.“

Vor 13 Jahren fährt Gabriele Palm-Funke mit ihrer Mutter in deren frühere Heimat in Polen. Beim Abendessen sprechen sie dort über den verstorbenen Großvater. Die Mutter erwähnt seinen „Einsatz“ in einem Lager in der Nähe von Katowice. Dann sagt sie einen Satz, der Palm-Funke aufhorchen lässt. Als sie ihren Vater in diesem Lager bei der Arbeit besucht habe, seien da „die vielen Menschen mit den Sternen“ gewesen, die sie „nie vergessen“ werde. Gemeint waren die Juden, die in der Nazizeit mit dem sogenannten Judenstern gekennzeichnet wurden. „Dann war der ja ein Mörder“, sagt Palm-Funke zu ihrer Mutter. Die fragt nur: „Woher willst du das wissen?“ Damit ist das Gespräch für eine lange Zeit beendet.

Palm-Funke hat ihren Opa als Kind täglich gesehen. Morgens vor dem Kindergarten parkte sie ihr Fahrrad in seiner Werkstatt, und nachmittags holte sie es dort wieder ab. Schweigsam sei

Weil immer mehr Menschen wissen wollen, ob Familienangehörige an Verbrechen der Nazis beteiligt waren, bearbeiten die Archive Tausende von Anfragen. Über eine Enkeltochter, die in den Unterlagen eine Geschichte fand, die zu Hause nie erzählt wurde

er gewesen, sagt sie. „Ein typischer Kriegsheimkehrer. Er hat nicht viel mit mir gesprochen.“ Als der Opa stirbt, hört die damals zehnjährige Gabriele bei der Beerdigung zum ersten Mal, dass ihr Opa ein Nazi gewesen sein soll. Einige Leute aus dem Dorf bleiben der Trauerfeier wohl deshalb fern. Doch bis sie erwachsen ist, wird über das Thema nicht mehr gesprochen, auch sie selbst vergisst es mit der Zeit. Bis zu jenem Abend in Polen.

Als Palm-Funke von der Reise mit ihrer Mutter zurück nach Leipzig kommt, beginnt sie zu googeln. Sie findet: nichts. „Da dachte ich: Meine Güte, das kriegst du nie raus.“ Wie sollte sie das Lager

finden, in dem ihr Großvater Wachmann war? Schließlich schreibt sie an das Bundesarchiv in Berlin. Sie nennt Name, Geburtsdatum und damalige Wohnorte des Großvaters. Zurück kommt die Abbildung einer Erkennungsmarke: Ihr Opa war bei der Polizei. Über seine Tätigkeit als Wachmann in einem KZ oder eine mögliche Funktion bei der SS weiß man in Berlin aber nichts. Palm-Funke wird nach Ludwigsburg verwiesen. Dort archiviert eine Außenstelle die Unterlagen der „Zentralen Stelle der Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen“.

„Vielleicht war ja doch nichts“, denkt sie damals und schiebt das Thema wieder beiseite – doch es lässt sie nicht los. Ein paar Jahre später schreibt sie tatsächlich nach Ludwigsburg. Von dort erhält sie eine Liste mit Aktenzeichen und Hinweise auf zwei Bücher. Eines davon ist der Bericht des jüdischen Holocaust-Überlebenden Erich Altmann: „Im Angesicht des Todes“. In diesem Buch ist ihrem Opa ein ganzes Kapitel gewidmet. Ein „Tier in Menschengestalt“ steht da.

Der Mann, in dessen Schuppen sie als Kind ihr Fahrrad parkte, war im Lager Trzebinia „Oberwachtmeister Luboeinski“, dessen Grausamkeiten der

Ein Tier in Menschengestalt, so hatte ein Überlebender ihren Großvater genannt, der für seine Brutalität berüchtigt war

Überlebende Altmann ausführlich schildert. Mal habe Luboeinski den Häftlingen bei der Arbeit mit der Schaufel auf den Kopf geschlagen, dann wieder mit den schweren Stiefeln in die Geschlechtsteile getreten. Eine Passage beschäftigt Palm-Funke besonders: Einmal habe ihr Opa einem 17-Jährigen befohlen, einen Stein zu holen, der je-

doch außerhalb des Lagers lag. Als der Junge den Befehl ausführte, erschoss ihn Oberwachtmeister Luboeinski, weil er versucht habe, zu fliehen.

„Mein Großvater war ja nichts Besonderes in der Hierarchie“, sagt Palm-Funke heute, „aber grausam genug war er.“ In diesem Satz deutet sich die Schwierigkeit der Suche nach der Wahrheit nach so langer Zeit an. Denn nicht immer sagt ein bestimmter Dienstgrad, der Name einer Kompanie oder die bloße Anwesenheit an einem bestimmten Ort etwas darüber aus, was der Einzelne getan hat. „Sie können einen Opa haben, der war vielleicht Offizier bei der Waffen-SS und die ganze Zeit an der Ostfront. Das heißt nicht automatisch, dass er zum Verbrecher geworden ist. Die Wahrscheinlichkeit ist in diesem Fall sehr hoch, es muss aber nicht sein“, sagt Thomas Menzel vom Militärarchiv Freiburg. „Wenn Ihr Opa umgekehrt als Unteroffizier in der Küche eines Heeresverbandes war, kann er trotzdem ein Vergewaltiger und Mörder gewesen sein.“ Mit diesen Unsicherheiten müsse man leben, sagt Menzel. Oder man entscheide sich, weiter und weiter zu graben.

Gabriele Palm-Funkes Akteneinsicht in Ludwigsburg ist inzwischen fast vier Jahre her – aber ihre Suche ist noch nicht beendet. Wie wurde der Großvater vom Polizisten zum Wachmann? War er Mitglied bei der SS? Beides will sie noch herausfinden. „Ich will es verstehen, und ich will es aufschreiben und weitergeben. An meinen Sohn, an Nichten und Neffen“, sagt sie. „Es ist wichtig, zu zeigen, wie die eigene Familie drinsteckte. Für mich ist eine zentrale Frage: Wie ist er so geworden?“

Wieso wird der eigene Opa zum Mörder? Und wieso wurden es andere nicht? In Erich Altmanns Buch taucht noch ein anderer Mann auf, der auch Oberwachtmeister war und der als hilfreich und menschlich geschildert wird. Einer, der nicht brutal war, einer, der den Häftlingen sogar Medikamente besorgte, wenn es ihnen schlecht ging.

Palm-Funke will auch noch einmal mit ihrer Mutter über den Großvater sprechen. Die war sechs Jahre alt, als ihr Vater im Lager in Trzebinia Menschen quälte. Jetzt ist sie 84. Das Buch mit dem Kapitel über ihren Vater hat sie bis heute nicht gelesen. ↩



Nicht wahr, nicht falsch, unentscheidbar

Albert Einstein sagte einmal, er komme nur noch an sein Institut in Princeton, „um das Privileg zu haben, mit Gödel zu Fuß nach Hause gehen zu dürfen“. Kurt Gödel, 27 Jahre jünger als Einstein, galt schon damals als „Mozart der Mathematik“.

Seit der Antike, seit Pythagoras, war die Mathematik die etwas nerdige Schwester der Philosophie. Ihre unabweisbare Strenge hat Gödel, geboren 1906, ins Feld geführt, um die Wahrheit um eine zusätzliche Dimension zu erweitern: Es gibt nicht nur „wahr“ und „falsch“, sondern auch „unentscheidbar“. Bewiesen hat er das in seinen beiden Unvollständigkeitssätzen. Sie waren eine Antwort auf einen anderen großen Mathematiker, David Hilbert. Der hatte sich bemüht, alle mathematischen Systeme als logische Folge stabiler Axiome (also: unhinterfragbarer Grundwahrheiten) anzusehen. In der Mathematik gäbe es kein „Wir wissen es nicht“.

Gödel behauptete, es gebe Sätze, die zwar inhaltlich richtig, aber im System der klassischen Mathematik unbeweisbar sind. Die Goldbach'sche Vermutung beispielsweise, dass sich jede gerade Zahl größer als 2 als Summe zweier Primzahlen darstellen lasse ($4 = 2 + 2$, $6 = 3 + 3$ und so weiter), ist seit dem 18. Jahrhundert weder widerlegt noch bewiesen worden. Man weiß es einfach nicht.

Erklären lässt sich das anhand einer Behauptung wie „Dieser Satz ist falsch“. Trifft der Satz zu, ist er falsch. Ist er aber falsch, wäre seine Aussage wahr. Was wiederum bedeutet, dass er nicht wahr ist. Seitdem müssen Mathematiker an die Widerspruchsfreiheit ihres Tuns glauben. Beweisen können sie es nicht, weil kein System wahre Aussagen über sich selbst hinaus treffen kann.

Je mehr darüber geredet wird, was wahr ist und was nicht, desto mehr Begriffe schweben durch den Raum. Hier erklären wir mal die wichtigsten

Von Oliver Geyer

Alternative Fakten

Sean Spicer, der damalige Sprecher des Weißen Hauses, hatte 2017 verkündet, noch nie seien so viele Menschen bei einer Amtseinführung gewesen wie bei der von Donald Trump – doch das wurde umgehend anhand von Fotos als Lüge entlarvt. Trumps Beraterin Kellyanne Conway verteidigte Sean Spicer: Er habe alternative Fakten dargestellt. Später wurde der Begriff zum Unwort des Jahres 2017 gewählt. Die Jury: „Die Bezeichnung ist der verschleiерnde und irreführende Ausdruck für den Versuch, Falschbehauptungen als legitimes Mittel der öffentlichen Auseinandersetzung salonfähig zu machen.“

Debunking

Bedeutet so viel wie „entlarven“. Der Begriff hat sich inzwischen für die Praxis eingebürgert, im Netz falsche Informationen aufzudecken. Der Physiker John Cook und der Psychologe Stephan Lewandowsky haben das „Debunking Handbook“ geschrieben. In dem kurzen Leitfaden zeigen sie am Beispiel der Klimadebatte, wie Gerüchte ausgeräumt und Falschaussagen korrigiert werden können.

Lügenpresse

Kampfbegriff, mit dem Medien auf polemische Weise herabgewürdigt werden. Dahinter steckt der Vorwurf, die Medien seien gesteuert und informierten nicht richtig über eine bestimmte Sache. Der Begriff wurde schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts verwendet und unter anderem auch im Ersten Weltkrieg von der Obersten Heeresleitung des Deutschen Reichs eingesetzt, um die Propaganda der Feindmächte zu stigmatisieren. Auch im Nationalsozialismus wurde das Wort verwendet, um abzuwerten, was im Ausland berichtet wurde. Heute ist der Terminus in rechts- und linksextremen Kreisen beliebt, um den politischen Gegner zu stigmatisieren und auszugrenzen. Vor allem seit den rechts-populistischen PEGIDA-Demonstrationen hatte er in den vergangenen Jahren Konjunktur und kehrte so in die öffentliche Wahrnehmung zurück.

Verschwörungstheorie

Aus einer oft paranoiden Weltansicht heraus wollen ihre Anhänger die gesellschaftliche Realität durch angebliche Verschwörungen erklären: das konspirative Zusammenwirken elitärer Gruppen, die ihre bössartigen Ziele verfolgen und die Mehrheit knechten wollen. Besonders in

Krisenzeiten haben Verschwörungstheorien Konjunktur, weil sie komplexe Zusammenhänge simpel erklären, Feindbilder bedienen und Sündenböcke finden. „Theorien“, also wissenschaftliche Erklärungen, sind sie jedoch nicht. Besser passt daher der Begriff Verschwörungsideologien.

Postfaktisch

Es heißt heute manchmal, dass wir in einem „postfaktischen Zeitalter“ leben. Gemeint ist damit die Tendenz von Teilen der Öffentlichkeit, in politischen Debatten weniger mit beweisbaren Fakten zu argumentieren und lieber subjektive Erfahrungen, Gefühle und den eigenen Glauben als Grundlage der Argumentation zu betrachten. Verzerrungen und Lügen werden von politischen Propagandisten bewusst eingesetzt, um die Vorurteile ihrer Anhänger zu bedienen. Kritiker weisen allerdings darauf hin, dass es in ideologischen Diskussionen noch nie so genau genommen wurde mit der Wahrheit – und unbequeme Tatsachen immer schon gern einfach abgestritten wurden.

Hoax

Bedeutet eigentlich Jux oder Scherz – oft mit dem Zweck, jemanden hinters Licht zu führen. Heute auch gebräuchlich für Falschmeldungen, die per E-Mail, WhatsApp oder andere Messengerdienste verbreitet werden. Sie geben vor, von vertrauenswürdigen Absendern zu kommen, und fordern ihre Empfänger auf, die Nachricht an möglichst viele Freunde weiterzuleiten. In der Anfangszeit des World Wide Web ging es dabei oft um Warnungen vor Computerviren. Heute ist beispielsweise auch eine wahre Flut von Hoaxes im Umlauf, die Fehlinformationen und unsinnige Tipps zum Thema Corona unters Volk bringen.

Fake News

Gefälschte Nachrichten, die in Umlauf gebracht werden, um die öffentliche Meinung zu manipulieren, sind kein neues Phänomen. Aber das Internet und insbesondere die Sozialen Medien bieten heute die Möglichkeit, Falschmeldungen mit nie dagewesener Geschwindigkeit und Reichweite zu verbreiten (siehe Interview ab Seite 20). Und das machen sich zunehmend populistische Politiker zunutze. Seither spricht man von Fake News. Mittlerweile wird diese Bezeichnung oft als Kampfbegriff verwendet, um faktenbezogene Argumente des politischen Gegners herabzuwürdigen (siehe „Postfaktisch“). „Fake“ ist dann immer, was der andere sagt. Viele sehen die Gefahr, dass dadurch nicht nur der Wahrheitsbegriff Schaden nimmt, sondern auch das für den gesellschaftlichen Zusammenhalt nötige Vertrauen.

Wort!



Die Fakten können mir gestohlen bleiben: Die Bilder auf dieser und den nächsten Seiten zeigen Anhänger des abgewählten Präsidenten Donald Trump, die glauben, dass bei der Wahl betrogen wurde – obwohl es dafür keine Beweise gibt. Das hält aber viele Menschen nicht davon ab, an eine Verschwörung der Demokraten zu glauben

Wir machen dieses Heft ja auch, weil man gerade den Eindruck bekommt, dass viele Menschen in verschiedenen Realitäten leben und die Gesellschaft so gespalten wird. Wie es so weit kommen konnte und was man dagegen machen kann – darum soll es auf den nächsten Seiten gehen





A1



Wie kommt es, dass Populisten mit offensichtlichen Lügen Erfolg haben? Warum können sich Verschwörungsideologien so gut verbreiten? Und was können wir tun, damit wieder über Fakten gesprochen wird? Der Politikwissenschaftler und Schriftsteller Giuliano da Empoli hat ziemlich gute Antworten und ein paar Ideen

Wut + Algorithmus = Chaos



fluter: Es scheint, als hätten Lügen derzeit Konjunktur. Selbst Feststellungen, über die früher Einigkeit herrschte, stehen heute zur Disposition – wie etwa, dass die Erde rund ist. Warum breiten sich Lügen und Verschwörungsideologien derzeit so rasend schnell aus?

Giuliano da Empoli: Die Sozialen Medien leben von negativen Gefühlen, denn sie garantieren, dass die Menschen an den Bildschirmen bleiben. Der Algorithmus ist darauf ausgerichtet, irgendeinen Standpunkt zu vertreten, seien es Lügen, Verschwörungen oder die Wahrheit, solange dadurch die User mit ihren Sehnsüchten und Ängsten abgeholt werden – vor allem mit ihren Ängsten. Wenn sich zeigt, dass die Aufmerksamkeit der Menschen mit abstrusen Inhalten mehr erregt werden kann als mit Fakten, dann wird davon immer mehr angezeigt.

Welche sozialen und psychologischen Bedürfnisse stecken hinter dem Konsum?

Die Sozialen Medien basieren auf grundsätzlichen Erkenntnissen über die menschliche Psychologie. Sie wurden nicht entwickelt, um uns einen Ruhepol mitzugeben, sondern um uns dauerhaft in Unsicherheit zu wiegen. Der ideale Kunde für Facebook, Instagram oder YouTube ist ein zwanghafter Mensch, der nicht anders kann, als jeden Tag Hunderte von Male die Seite aufzurufen, um sich seine kleine Ration Glückshormone zu holen, von denen er abhängig geworden ist. Wie viele Likes habe ich bekommen? Diese Frage ist selbst für erwachsene Menschen entscheidend geworden.

Was passiert, wenn der Abstand zwischen der analogen und der digitalen Welt immer größer wird?

Das erzeugt Frust. Psychologen zufolge ist die Wahrscheinlichkeit sehr hoch, dass wir auf zwei Arten von Webseiten landen, die diesem Frust noch mehr Nahrung geben: pornografische Seiten und Verschwörungssseiten. Der Verschwörungstheoretiker hat immer eine einfache Antwort. Er versteht die Genervten, kennt ihren Zorn und liefert gute Gründe dafür: Es ist nicht ihre Schuld, sondern die der anderen.

Verleiten uns also Algorithmen, extremere Inhalte zu schauen?

Sie sind so programmiert, dass viele Nutzer, die auf YouTube zum Beispiel nach Informationen zum Sonnensystem suchen, Videos mit der Flat-Earth-Theorie vorgeschlagen bekommen. Wohingegen Nutzer, die sich über Gesundheitsthemen informieren möchten, schnell bei Impfgegnern und Verschwörungstheoretikern landen. Laut einer Studie des MIT ist die Verbreitung einer Falschinformation im Internet um 70 Prozent wahrscheinlicher als die Verbreitung einer richtigen Information.

Warum hat die Lüge diesen Vorsprung?

Weil sie meistens origineller ist und deswegen häufiger geklickt wird. Die Forscher haben herausgefunden, dass die Wahrheit sechsmal länger braucht, um 1.500 Personen zu erreichen. Wir haben also den wissenschaftlichen Beweis für Mark Twains geflügeltes Wort: Eine Lüge ist bereits dreimal um die Erde gelaufen, ehe sich die Wahrheit die Schuhe anzieht.

Donald Trump hat in seiner Amtszeit nachweislich Zehntausende Male die Unwahrheit gesagt. Trotzdem hielt fast die Hälfte der Wähler zu ihm. Was sagt das über die Wahrheit in der Politik?



Manche politische Organisationen haben die Logik der Internetplattformen übernommen. Sie kümmern sich nicht darum, was falsch oder wahr ist. Das Einzige, was sie interessiert, ist, die Menschen zu Wählern zu machen – auf Basis der Daten, die sie sammeln. Trump hat zudem gezeigt, dass Lügen und Fake News nicht aufhören, wenn man in einem wichtigen Amt ist. Im Gegenteil: Erst dann kann man die Lügen zu einer neuen Normalität machen.

Reden, aushandeln, Kompromisse finden: All das macht die Politik aus. Ist das für die an Schnelligkeit gewöhnten User zu langsam?

Durch das Internet sind wir gewöhnt, dass unsere Erwartungen und unsere Wünsche immer sofort erfüllt werden. Wir leben in ständiger Ungeduld. Google, Amazon und Co. haben uns sogar daran gewöhnt, dass unsere Wünsche erhört werden, noch bevor wir sie aussprechen. Warum sollte es in der Politik anders sein?

Ist Politik also mehr denn je Technologie?

Wenn Sie heute politisch erfolgreich sein wollen, dann benötigen Sie Experten, die Daten sammeln und analysieren können – zum Beispiel Physiker, die Sie sich im Rahmen einer individualisierten Kommunikationskampagne zunutze machen. Die Wissenschaft der Physiker ermöglicht es, mit widersprüchlichen Kampagnen Menschen anzusprechen, die sich unter normalen Umständen nie begegnen, und das bis zum Wahltag.

Oder bis sie alle zusammen auf einer Demo gegen die Corona-Maßnahmen stehen: Rechtsextreme, Friedensbewegte, Verschwörungsideologen, Rassisten, Esoteriker...

Der Philosoph Michel Foucault hat schon vor vier Jahrzehnten prophezeit, dass die kompakte Menschenmasse zugunsten der Vereinigung von einzelnen Individuen, die alle, jedes für sich, bis ins kleinste Detail nachvollzogen werden können, abgeschafft wird. In der neuen Welt wird die Politik zur Zentrifugalkraft. Es geht jetzt nicht mehr darum, Wähler um den kleinstmöglichen gemeinsamen Nenner zu vereinen, sondern darum, eine größtmögliche Anzahl von unterschiedlichen Gruppierungen anzusprechen mit unterschiedlichen Botschaften. Neben Trump ist der brasilianische Ministerpräsident Jair Bolsonaro ein gutes Beispiel. Es geht gar nicht um klassische Autorität, sondern darum, mit extremen, aufregenden Botschaften verschiedene Gruppen anzusprechen, die zusammen zur Mehrheit reichen. Ich nenne das Quantenpolitik. Und die ist voller Widersprüche: Milliardäre werden zu den Fahmenträgern des Zornes für die Benachteiligten.

Wie wichtig sind im Zeitalter der Quantenpolitik noch charismatische Politiker?

Sehr wichtig. Sie müssen als Fassade erhalten, die die Menschen fasziniert, während im Hintergrund die Vorlieben der Menschen erhoben werden. Man kann viel über Trump, Boris Johnson oder Bolsonaro sagen, aber langweilig sind sie nicht. Sie sind die absurden Personen, die das alles verkörpern. Ein noch besseres Beispiel ist Beppe Grillo, der Komiker, den sich die italienische Bewegung Cinque Stelle als Führungsfigur ausgesucht hatte. Cinque Stelle ist eine Schöpfung des IT-Unternehmers Davide Casaleggio, für den die alten Parteien Blockbuster waren und die neuen wie Netflix. Die politische Linie kann sich von Jahr zu Jahr ändern – und das politische Personal wird nach Unterhaltungswert gecastet.

Sind denn die Menschen nicht enttäuscht, wenn sie merken, dass es gar keine demokratische Bewegung ist, sondern alles von Algorithmen abhängt?

Im Falle von Cinque Stelle sind die Menschen eher enttäuscht, weil die Anti-Establishment-Partei jetzt an der Macht ist und sich dort verhält wie alle anderen. Da war Trump besser. Ihm ist es gelungen, als US-Präsident das Outsider-Image zu bewahren. Der Außenseiter, der es den Eliten zeigt. Ihm nützt es jedesmal, wenn Akademiker und Factchecker auf seine Lügen hin empört Artikel schreiben und tweeten. So zeigt er seinen Anhängern: Schaut, sie hassen mich, weil ich nicht wie sie bin.

Heißt das, dass er gar nicht in erster Linie Wahlversprechen halten musste?

Nationalistische Populisten halten ihre Versprechen nicht, wenn man sie beim Wort nimmt. Es ist aber auch egal, ob die Mauer zu Mexiko wirklich existiert. Denn das größte Versprechen der Populisten ist, dass sie das Establishment demütigen. Wenn die verhassten Eliten an Lügen Anstoß nehmen und die Ausdrucksweise vulgär finden, umso besser. Ob in Italien, in Trumps Vereinigten Staaten oder in Orbáns Ungarn: Eine Auswirkung dieser neuen Propaganda ist die Befreiung von den Konventionen des Anstands. Vorurteile, Rassismus und Sexismus kommen aus ihrer Deckung hervor. Lügen und Verschwörungen werden zu einer anerkannten Interpretationsform von Realität. Und das Ganze wird dann als Kampf gegen die Political Correctness und für die Redefreiheit dargestellt.

Sie schreiben in Ihrem Buch, dass der Populismus den Algorithmus heiratet und beide eine gefährliche politische Maschinerie gebären. Ganz schön dicke.

Ich bin der festen Überzeugung, dass es das trifft. Man kann auch sagen: Wut und Algorithmus gleich Chaos.

Klingt nicht so, als käme man mit Factchecking dagegen an...

Natürlich muss man Fakten prüfen, aber das ist nicht das Gegenmittel. Es geht nicht darum, ob etwas falsch oder wahr ist, die Frage ist, was die Menschen als Realität empfinden. Man kann ja mit den einzelnen Fakten richtigliegen, aber wenn sich das große Bild für viele Menschen falsch anfühlt, nützt es nichts. Es gibt viele Menschen, die sich als Verlierer der Globalisierung fühlen, obwohl ihnen jahrelang erzählt wurde, dass alle davon profitieren. Und sie fühlen sich von einer akademischen Klasse verachtet, deren Kampf für Minderheitenrechte sie als moralisch überheblich empfinden. Die Populisten erzählen zwar ständig Lügen, aber sie bieten eine Realität, die mit ihrem Erleben übereinstimmt. Das ist ihre Kraft. Die kann man nicht schlagen, indem man sagt: Das und das ist falsch.

„Natürlich muss man Fakten checken, aber das ist nicht das Gegenmittel. Es geht um die Realität der Menschen“

Was kann man denn stattdessen machen?

Man muss dieselben Mittel nutzen. Der Erste, der die Sozialen Netzwerke effektiv für seine Politik eingesetzt hat, war Barack Obama. Stephen Bannon, der Mastermind hinter Trumps erster Kampagne, hat zu mir gesagt: Als Obama gewonnen hat, wart ihr froh über das Internet, jetzt beklagt ihr euch. Und er hat recht. In Neuseeland sieht man, dass man in den Sozialen Medien auch mit verantwortungsvoller Politik Erfolg haben kann. Die Leute hinter der Internetkampagne des kanadischen Premiers Justin Trudeau waren ebenfalls sehr effektiv. In der Schweiz gibt es die „Operation Libero“, die sehr smart und effektiv Botschaften framt und für Rechtsstaatlichkeit steht. Wir sind noch am Anfang, aber das ist ein Gegenmittel.

Gibt es noch andere?

Es wird nicht ohne gesetzliche Regeln gehen – und da liegt alle Hoffnung auf der EU. Denn von den USA oder von China ist nichts zu erwarten. Auch in Bezug auf die Meinungsfreiheit gibt es Regeln, die von den Plattformen im Internet missachtet worden sind. Die EU plant ja gerade weitere Gesetze, um die Internetfirmen in die Pflicht zu nehmen, wenn sie Inhalte verbreiten, die zu Gewalt und Hass führen. Vielleicht sollte man auch personalisierte Werbung abschaffen – oder den Like-Button, der so viele unter Druck setzt.

Aber das ist doch genau das Geschäftsmodell der IT-Firmen. Das werden sie sich wohl kaum wegnehmen lassen.

Zunächst mal muss man aufhören, in den Plattformen Informationsunternehmen zu sehen. Es sind große Werbekonzerne, nichts anderes. Und deren Businessmodell muss man brechen, denn es ist offensichtlich zerstörerisch. Wenn die Firmen ihr mangelndes Verantwortungsbewusstsein Geld kostet, wenn sie also Strafen und Steuern vermeiden wollen, werden sie sich ändern müssen. Vielleicht erst mal in kleinen Schritten. So wie jetzt auf einmal auf Unbewiesenes in Tweets aufmerksam gemacht wird – oder man nicht mehr so leicht etwas retweeten kann, das man gar nicht gelesen hat. Die Firmen sind nicht plötzlich gut geworden, sie sind auch nicht böse. Sie haben Angst, Geld zu verlieren. ↵



Giuliano da Empoli wurde 1973 in Paris geboren. Er studierte Politikwissenschaft und war stellvertretender Bürgermeister für Kultur in Florenz. Er leitet den Volta-Thinktank in Mailand, der sich für mehr Transparenz

in der Politik und eine verantwortungsvolle politische Rhetorik einsetzt. Sein Buch „Ingenieure des Chaos“ ist im Blessing Verlag erschienen.

Die Blase



platzt

Leben wir wirklich in einer Bubble, in der wir nur noch Meinungen hören, die unsere eigene bestätigen? Dazu gibt es verschiedene Ansichten – und Gegenstrategien

Das Gespräch verläuft überraschend entspannt. Man lässt sich ausreden, hört geduldig die Argumente der Gegenseite an. Erst als der Klimawandel zur Sprache kommt, kippt die Stimmung für einen Moment. Axels Stimme, die bisher ruhiger klang, wird lauter, energischer: „Das ist eine große Neiddebatte. Wenn die sich mit dem Thema auseinandersetzen würden und genug Geld hätten, würden Minimum 70 Prozent eine dicke Karre haben wollen.“

Es ist die erste Folge von „Pop the Bubble“. In dem Podcast sprechen die Journalistinnen Sina Fröhndrich und Marina Schweizer mit Menschen, die eine andere Meinung als sie selbst haben – wie ihr erster Gast Axel, Investmentberater und leidenschaftlicher SUV-Fahrer. Das Ziel des Podcasts: andere Perspektiven kennen und verstehen lernen. Also sprechen Fröhndrich und Schweizer mit Stay-at-Home-Mums, Vielfliegern und einem Mann, der sich mehr Kritik an den Corona-Maßnahmen wünscht. „Wir wollen unsere Filterblase verlassen, weil wir das Gefühl haben, dass man sich da so ein bisschen im Kreis dreht“, sagt Fröhndrich.

Der Begriff „Filterblase“ stammt von dem US-amerikanischen Aktivistin Eli Pariser. In einem Buch von 2011 beschreibt er, wie uns im Internet vermehrt Beiträge angezeigt werden, die unserem persönlichen Interesse entsprechen. Grund dafür sind Algorithmen, die mithilfe von persönlichen Daten, die die Plattformen über uns sammeln, entscheiden, welche Beiträge in unserem Newsfeed oben landen, welche Videos YouTube vorschlägt oder welche Suchergebnisse wir bei Google sehen. Ziel ist es, uns möglichst lange am Bildschirm zu halten, damit noch mehr Daten gesammelt und die Werbeanzeigen noch stärker personalisiert werden. So gerate man schnell in eine Filterblase, nur noch umringt von gleichgesinnten Menschen und Weltansichten. Wer beispielsweise Zweifel am Klimawandel hat, dem werden vermehrt Beiträge zu Verschwörungsideologien vorgeschlagen. „Demokratie erfordert ein Vertrauen auf gemeinsame Tatsachen, stattdessen werden uns parallele, aber getrennte Universen angeboten“, so Parisers Fazit. Weil alle nur noch ihre eigene Wirklichkeit sehen, werde unsere Gesellschaft zunehmend polarisiert und radikalisiert.

Bis heute liest man von dem massiven Einfluss der Blasen etwa auf den US-Präsidentenwahlkampf 2016 oder auch auf den Brexit. Doch es gibt Kritik an der Theorie. So hat das Europäische Parlament 2019 einen Bericht veröffentlicht, der zu dem Schluss kommt, dass die Verbreitung von ähnlichen Nachrichten höchstens die Meinung von kleinen Gruppen verstärken könne, die ohnehin schon sehr gefestigte Ansichten haben. Davon abgesehen hätten die meisten Studien in Europa keine Hinweise auf Filterblasen ergeben. Der Medienwissenschaftler Bernhard Pörksen bezeichnete die Filterblasen-Theorie bei der Digitalkonferenz re:publica 2018 als „mächtiges Denkbild“, das unsere Vorstellung von der Netzwelt und unserem gesellschaftlichen Miteinander

dominiert. Für ihn ist genau das Gegenteil der Fall: Durch das Internet würden wir nicht weniger sehen, sondern deutlich mehr und vor allem viel unterschiedlichere Meinungen.

Dennoch warnen in der kürzlich erschienenen Netflix-Doku „Das Dilemma mit den sozialen Medien“ ehemalige Angestellte von Google, YouTube, Facebook oder Twitter eindringlich davor, dass uns die milliarden schweren Techfirmen manipulieren, um uns geradezu süchtig nach ihren Inhalten zu machen. Und davor, wie schnell sich Verschwörungsideologien im Netz verbreiten und wie Nutzerdaten als Ware gehandelt werden. Ex-Google-Mitarbeiter Tristan Harris spricht von „Überwachungskapitalismus“, bemängelt fehlende moralische Verantwortung und zu wenig Regulierungen.

Medienwissenschaftler Pörksen geht hingegen davon aus, dass im Internet „Wirklichkeitsperspektiven“ aufeinanderprallen, die sich vorher nicht begegnet wären – er nennt das einen „Filter Clash“. Wenn wir erkennen, dass es viele verschiedene Meinungen gleichzeitig und nicht die eine, eindeutige Wahrheit gibt, führe das häufig zu einer „Stimmung der Gereiztheit“, die unser gesellschaftliches Kommunikationsklima verändern kann. Das beobachten auch die Journalistinnen von „Pop the Bubble“. Im Podcast sagt Marina Schweizer: „Uns ist aufgefallen, dass entspannte Diskussionen weniger werden heutzutage.“ Genau deswegen ist ihr Ansatz, möglichst offen zu diskutieren und Unstimmigkeiten auszuhalten, statt gleich dagegen zu argumentieren. Einige überfordert das: „Es gelingt mir nicht, SUV-Axel zuzuhören, ohne ihn ohrfeigen oder schütteln zu wollen“, kommentiert ein Hörer.

In der Psychologie bezeichnet man die Fähigkeit, Mehrdeutigkeit zu akzeptieren, die Welt also nicht nur in Gut und Böse einzuteilen, als Ambiguitätstoleranz. Wer diese Fähigkeit nicht hat, ist möglicherweise anfälliger für politischen Populismus, der vermeintlich einfache Antworten liefert. Einen Ansatz, die eigene Ambiguitätstoleranz zu trainieren, bietet die Onlineplattform „Diskutier mit mir“. Sie verbindet Menschen mit unterschiedlichen politischen Einstellungen, damit sie sich in digitalen Chats über verschiedene Themen austauschen können. Anonym, geschützt und garantiert ohne Filterblase. ↵

Bullshit

Von Oliver Gehrs und
Oliver Geyer

Falschbehauptungen in den Medien sind nichts Neues. Manchmal werden sie bewusst, manchmal aus Versehen unter die Leute gebracht. Wir haben mal einiges für euch rausgesucht

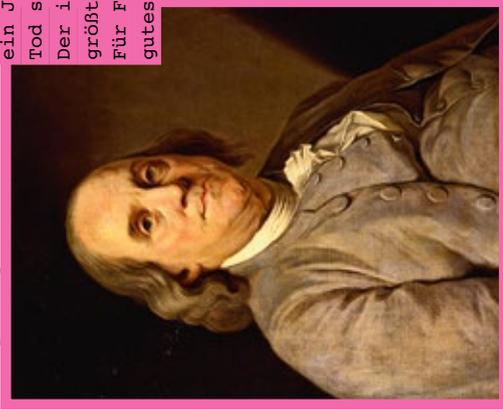
Anfang des 19. Jahrhunderts gibt es plötzlich Boulevardblätter voller knalliger Schlagzeilen, die auch für Arbeiter erschwinglich sind. Im Kampf um Leser veröffentlicht die New Yorker Zeitung „The Sun“ 1835 eine Reihe von Artikeln über außerirdisches Leben, eigentlich als Satire gemeint. Ein Forscher mit einem Riesenteleskop habe auf dem Mond Fledermausmenschen gesichtet, die in einer Art tropischem Paradies leben. Der „große Mondschwindel“ gilt als erste große Fälschung im Zeitungsjournalismus.



19. Jahrhundert

Benjamin Franklin war nicht nur einer der Gründerväter der USA, sondern auch ein gewiefter Geschäftsmann. 1735 gibt Franklin ein Jahrbuch heraus, in dem er den nahenden Tod seines größten Konkurrenten verkündet. Der ist aber gar nicht so gut wie tot und hat größte Mühe, seinen eigenen Tod zu dementieren. Für Franklins Jahrbuch ist der Rufmord ein gutes Geschäft – die Auflage steigt.

1735



Im Herbst 2016 erscheinen unter dem Stichwort „Pizzagate“ erstmals auf den Imageboards 4chan und Reddit Posts über einen Kinderpornoring, an dem



1981

Im Sommer 1981 schreiben deutsche und selbst inter-

„Die Geschichte des Dritten Reichs muss teilweise umgeschrieben werden!“ Mit diesen Worten präsentiert der „Stern“ 1983 eine Sensation – Hitlers Tagebücher. Mehrere Wochen lang serviert man den Lesern die geheimsten Gedanken des Diktators („Eva sagt, ich habe Mundgeruch“), bis die Bombe platzt. Alles gefälscht, der „Stern“ ist auf den Betrüger Konrad Kujaw reingefallen.

1983



In den 1990ern braucht das noch neue Privatfernsehen reißerische Geschichten, um Quote zu machen. Und Michael Born liefert sie: Nazis, die Urnen ausbuddeln, Hippies,

auch Hillary Clinton beteiligt sein soll. Wenig später schießt ein 29-Jähriger im Dezember in der Pizzeria „Comet“ in Washington um sich, weil er glaubt, im Keller würden Kinder gefangen gehalten. Die Pizzeria hat aber nicht mal einen Keller. Und auch der Pornoring ist freie Erfindung.



2016

Am 17. Januar 2016 berichtet die Tante eines in Berlin lebenden russlanddeutschen Mädchens unter Tränen im russischen Ersten Kanal, dass ihre Nichte von drei Flüchtlingen entführt und in einer Wohnung vergewaltigt worden sei. Die Geschichte wird auch vom russischen Propagandasender Russia Today verbreitet. Deutschlandweit kommt es daraufhin zu ausländerfeindlichen Demonstrationen. Wenig später gibt das Mädchen zu, sich die Geschichte ausgedacht zu haben.

2005



Der Amateurfilm „Loose Change“ von Dylan Avery versucht, einem Massenpublikum vermeintlich zu beweisen, dass die Terroranschläge vom 11. September 2001 von der US-Regierung geplant und durchgeführt worden seien. So erschafft er eine Verschwörungsideologie mit großer Haltbarkeit.

nationale Zeitungen über einen Geist in einer Zahnarztpraxis. „Choppers“ Stimme ertönt aus dem Spucknapf und beschimpft die Patienten („Du stinkst aus dem Maul“). Die Regensburger Polizei be-schäftigte sogar einen Parapsychologen, um der Sache auf den Grund zu gehen. Letztlich waren es der Zahnarzt und seine Assistentin selbst, die mit verstellter Stimme den aus dem Ruder gelaufenen Schabernack be-trieben hatten.



2016



die Kröten abblecken, um high zu werden, und Kindersklaven bei IKEA. Fernsehmagazine wie „Spiegel TV“ oder „Stern TV“ senden Borns Stoff nur zu gern. Leider ist alles inszeniert. Born geht ins Gefängnis.



2000

Sharon Stone packt aus, Brad Pitt erzählt private Geheimnisse – unglaublich, was der Journalist Tom Kummer alles aus den Promis rausholt. Seine Interviews, die vor allem im „SZ-Magazin“ erscheinen, lesen sich spannender als die der Konkurrenz. Kein Wunder. Kummer hat sich vieles einfach ausgedacht. Im Jahr 2000 fliegt alles auf und Kummer aus dem Geschäft.

Die Person (oder die Gruppe) Q postet im Herbst 2017 auf einem Imageboard, dass sie ein hochrangiger Insider aus dem engsten Kreis von Donald Trump sei. Q spinnst die Pizzagate-Geschichte weiter und behauptet, demokratische Politiker würden Kinder gefangen halten und aus ihrem Blut eine Verjüngungsdroge gewinnen. Schuldig sei u. a. „die globale Bankennelite“ – eine antisemitische Chiffre für „die Juden“.

2017



Sagen, was ist.

By legend Steve
und weitere et dant french

Der „Spiegel“-Redakteur Claas Relotius gilt als begnadeter Schreiber – ein Reporter, der Preise einheimst und jungen Journalisten als Vorbild dient. Dann kommt ihm ein Kollege auf die Schliche. Relotius hat sich vieles einfach ausgedacht, damit sich seine Geschichten noch besser lesen. Den „Spiegel“ stürzt er im Dezember 2018 in eine der schwersten Krisen seiner Geschichte. Eine „Aufklärungskommission“ entdeckt Dutzende Relotius-Fälschungen im Archiv.

2018

1990er



Fotos: Wikimedia Commons/National Portrait Gallery; Wikimedia Commons/Library of Congress; dpa/picture alliance; teutopress/mago Images; The Washington Post/Getty Images; Imagebroker/picture alliance; Klaus-Dietmar Gebert/dpa/picture alliance; Steve Grantz/WireImage/Getty Images; ROPF/picture alliance; Future Image/mago Images; Wirtlich Koehnermel/picture alliance

Was ihr sagt

Von Lissi Pörnbacher

Am 8. Juni 2020 schreibt @haralduhlig seine Meinung auf Twitter, es geht um @Blklivesmatter und die Unterstützung des Aufrufs #DefundThePolice. Nach dem Tod von George Floyd, der durch rassistische Polizeigewalt starb, forderte die Organisation, dass der Polizei Gelder gestrichen und stattdessen in Bereiche wie Gesundheit und Bildung investiert werden.

@haralduhlig hingegen twittert, es brauche mehr Polizei, mehr Geld dafür und eine bessere Ausbildung – und vernünftige Erwachsene, die ernste Gespräche darüber führen. „Ich verstehe, dass einige da draußen sich wünschen, rauszugehen, zu protestieren und zu sagen #DefundThePolice und all diese Sachen, solange ihr noch jung seid und Verantwortung nicht zählt. Genießt es! Drückt euch aus! Nur macht nichts kaputt, ok? Und seid um 8 zuhause.“

Hinter @haralduhlig steckt Professor Harald Uhlig, er lehrt Wirtschaft an der Universität von Chicago und ist leitender Redakteur des „Journal of Political Economy“. Genauer gesagt: Er war es bis zum 12. Juni 2020. Denn schon kurz nach seinem Tweet fordern mehr als 500 Menschen in einer Onlinepetition mit ihren Unterschriften den Rücktritt des deutschen Professors. Warum?

Weil sie so denken wie @hsmlion, der schreibt: „Einflussreiche Menschen sind Meinungsmacher. Dieser Typ ist gestört. Muss gehen. Worte haben Konsequenzen.“ Dabei ist der Tweet zur Polizei nicht der einzige Auslöser. Dazu kommt ein wei-

terer Shitstorm auf Twitter, ausgelöst von einem früheren Schwarzen Studenten Uhligs, der schreibt, Uhlig habe sich in einer Vorlesung über Martin Luther King lustig gemacht und ihn anschließend gefragt, ob er jetzt beleidigt sei.

Am 12. Juni bezieht die Universität Stellung: „Die Universität von Chicago toleriert kein einschüchterndes, feindliches oder offensiv diskriminierendes Verhalten [...]“ Sie überprüft die Vorwürfe gegen Uhlig, das „Journal of Political Economy“ beurlaubt ihn. Uhlig verliert auch seinen Job als Berater der Federal Reserve Bank of Chicago und wird zum ersten Mal mit einem Begriff konfrontiert, der immer häufiger auftaucht: Cancel Culture.

Die Definition von „Cancelled“ im Onlinewörterbuch „Urban Dictionary“ lautet: „Wenn ein wütender Online-Mob dein legales Recht auf freie Rede untergräbt, indem er organisierten Druck auf deinen Arbeitgeber/deine Businesspartner ausübt, um dein Arbeitsverhältnis zu beenden.“ Die deutsche Autorin Samira El Ouassil beschreibt es differenzierter: „Je nachdem, wen man fragt, scheint ‚Cancel Culture‘ ein niedrigschwelliges Instrument von Online-AktivistInnen zu sein, ein destruktiver Boykott-Aufruf, der systematische Kampf,

Streiten, sich Argumente um die Ohren hauen und diskutieren – dafür ist die Universität der richtige Ort. Was aber, wenn dort Meinungen verboten werden? Über das Schlagwort „Cancel Culture“ ist ein Streit ausgebrochen, wo was sagen darf

unliebsame Meinungen aus dem Diskurs zu verbannen, oder gar der Versuch, Menschen sozial zu vernichten.“

Eine Art sozialer Vernichtung sahen manche in den Boykottaufrufen gegen Künstler im Rahmen der #MeToo-Bewegung, die erfolgreich sexuelle Gewalterfahrungen sichtbar machte und Opfern eine Stimme gab. Sie kritisierten, dass der Schauspieler Kevin Spacey nach Vorwürfen sexueller Belästigung aus Filmen rausgeschnitten wurde – oder Woody Allens Werk in den USA kaum noch gezeigt werde, nachdem mehr als 25 Jahre alte Missbrauchsvorwürfe neu thematisiert wurden, obwohl sie immer noch unbewiesen seien.

Mit der Zeit wurden aber auch Menschen boykottiert, die nicht im Verdacht standen, eine Straftat begangen zu haben. Die Autorin J.K. Rowling, weil sie sich angeblich transphob geäußert hat, Dieter Nuhr, weil er die Einstellung der Fridays-for-Future-Bewegung zur Wissenschaft kritisierte, Kanye West, weil er sich weigerte, seinerseits Donald Trump zu canceln. Und schließlich dehnte sich die Debatte auch noch auf schon gestorbene Künstler aus – und gipfelte in der Frage: Kann man ein Gemälde von Caravaggio noch in einem Museum ausstellen, wenn man weiß, dass er ein Mörder war? Und darf man Richard Wagner noch hören trotz seiner antisemitischen Einstellung?

nicht

„Eine Verbannung aus dem öffentlichen Leben als Strafmaß für Verstöße gegen die politische Korrektheit“ nennt der „Tagesspiegel“ Cancel Culture, namhafte Schriftstellerinnen wie Margaret Atwood und J.K. Rowling beklagten in einem offenen Brief, dass der freie Austausch von Informationen und Meinungen jeden Tag mehr beschränkt werde. Die Intoleranz gegenüber entgegengesetzten Ansichten nehme zu, und Ächtung sei zur Mode geworden. Um schlechte Ansichten zu bezwingen, solle man sie aber lieber diskutieren, anstatt sie einfach auszuradieren.

„Jeder hat das Recht auf Meinungsfreiheit und freie Meinungsäußerung; dieses Recht schließt die Freiheit ein, Meinungen ungehindert anzuhängen sowie über Medien jeder Art und ohne Rücksicht auf Grenzen Informationen und Gedankengut zu suchen, zu empfangen und zu verbreiten“, heißt es in Artikel 19 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte. Es gibt Orte, die in besonderem Maße für dieses Recht stehen, etwa die Universitäten. Sie leben von Diskussionen und vom Aufeinandertreffen Andersdenkender. Die Universität von Chicago, an der Harald Uhlig lehrt, hat sich diesem Recht sogar seit ihrer Gründung verschrieben: Das Prinzip der völligen Redefreiheit zu allen Themen sei fundamental und könne weder jetzt noch in Zukunft infrage gestellt werden, sagte Präsident William Rainey Harper bereits 1902.

[REDACTED]

Dennoch häufen sich gerade an Universitäten Vorfälle, bei denen Personen eingeladen und ihre Vorträge abgesagt werden: Ivanka Trump durfte ihren Vortrag an der Wichita State University Tech nicht halten, an der Uni

Hamburg musste AfD-Gründer Bernd Lucke zwei Vorlesungen abbrechen, weil er immer wieder beschimpft und unterbrochen wurde. Harald Uhlig schreibt, die Grenzen der freien Rede sollte man weit ziehen, insbesondere an Universitäten. „Die Grenzen werden derzeit immer enger, gerade dort. Viele Kollegen äußern sich lieber gar nicht mehr.“

Am 22. Juni 2020 veröffentlichte die Universität von Chicago ein Update zu seinem Fall. Es gebe keine Basis für weitere Untersuchungen dazu, ob sich Uhlig im Seminarraum rassistisch geäußert habe. Daraufhin stellte das „Journal of Political Economy“ Harald Uhlig wieder ein.

[REDACTED] Trotzdem ist Uhlig seitdem vorsichtiger geworden, Anfragen beantwortet er vage und lieber per Mail. Auf die Frage, wie er sich gefühlt habe, als Hunderte mit ihren Unterschriften forderten, er solle seinen Job verlieren, schreibt er: „Ich vermute, es ging eher darum, mich und andere mit ähnlichen Auffassungen mundtot zu machen. Das war insofern effektiv, als es auch heftige Reaktionen innerhalb der University of Chicago gab: Das hatte ich so nicht erwartet, und die haben mich am meisten berührt.“

Mittlerweile ist Cancel Culture auch in der Politik angekommen, wo es oft als Kampfbegriff genutzt wird, um gegen eine als übermäßig empfundene politische Korrektheit vorzugehen, die auf jede Empfindlichkeit Rücksicht nimmt. US-Präsident Trump hat sich dabei zur Galionsfigur derer gemacht, die schon in der Kritik an Polizeigewalt und Racial Profiling einen unpatriotischen Angriff auf die Nation sehen. Dabei war es Trump, der auf Wahlkampfveranstaltungen dazu aufrief, seine demokratischen Gegner ins Gefängnis zu sperren. ↩

So sehen zensierte Dokumente aus, in denen Textstellen geschwärzt wurden, weil sie geheime Informationen enthalten. Bei uns steckt aber nix dahinter!

Das Wahre ist das Ganze



Für den Philosophen Immanuel Kant war Wahrheit in einer „Übereinstimmung der Erkenntnis mit dem Gegenstand“ gegeben. Umgekehrt ist eine Erkenntnis dann „falsch, wenn sie mit dem Gegenstande, worauf sie bezogen ist, nicht übereinstimmt“. Sempel gesagt, wenn wir eine Birne als Apfel bezeichnen.

Da aber das Objekt „außer mir“ ist, die Erkenntnis als geistiger Vorgang aber „in mir“, kann sich auf diese Weise immer nur die Erkenntnis von einem Gegenstand selbst bestätigen. Ich erkenne die Birne als Birne, wenn das meiner Erfahrung entspricht, aber auch dem Urteil anderer Menschen über den betreffenden Gegenstand. Die Wahrheit läge demnach im Zusammenhang zutreffender Urteile. In der Wissenschaft nennt man das „intersubjektive Überprüfbarkeit“. Meine Erkenntnis wird von anderen Experten geteilt.

In diesem Punkt widersprach Georg Wilhelm Friedrich Hegel, indem er weit über Kant hinausging. In seiner „Phänomenologie des Geistes“, 1807 und drei Jahre nach dem Tod von Kant veröffentlicht, erklärte Hegel: „Das Wahre ist das Ganze.“ Dabei ist das „Ganze“ für Hegel nicht die Summe seiner Teile – sondern sozusagen der Gang zum Resultat, die Bewegung hin zum „Absoluten“.

Im absoluten Wissen, so Hegel weiter, würden Subjekt und Objekt eins. Vereinfacht gesagt wäre Wahrheit demnach nicht in blitzartiger oder punktueller Erkenntnis zu haben, nicht als „richtiges“ Urteil oder kohärenter Zusammenhang zutreffender Beobachtungen. Sondern nur als andauernde Arbeit am Begriff selbst.

Friedrich Nietzsche wird zu dieser Frage später lakonisch schreiben, Wahrheit sei „die Art von Irrtum, ohne welche eine bestimmte Art von lebendigen Wesen nicht leben könnte“.

Arno Frank

Erst mal stimmt das so

Wissenschaft verkündet keine Wahrheit, sondern liefert Erkenntnisse, die so lange gelten, bis jemand etwas Neues entdeckt. Ein paar Beispiele



Die Erde ist doch nicht der Mittelpunkt: die kopernikanische Wende

Als er sich an die Arbeit machte, ahnte Nikolaus Kopernikus wohl nicht, dass er einmal das Weltbild Europas ins Wanken bringen würde. Dem jungen Astronomen ging es nur darum, die Bahnen der Planeten exakter zu berechnen. Doch dann machte er eine andere Entdeckung: Bis dahin galt, dass die Erde der Mittelpunkt ist, der von rotierenden himmlischen Sphären umgeben ist. Diese Kosmologie des Mittelalters war von der Kirche abgesegnet. Wer sie anzweifelte, brachte sich in Gefahr. Doch Kopernikus erkannte: In Wahrheit steht nicht die Erde, sondern die Sonne im Zentrum – die von der Erde und anderen Planeten umkreist wird.

Das waren ungeheuerliche Behauptungen zu dieser Zeit, und Kopernikus war sich dessen bewusst. Rund 30 Jahre arbeitete er akribisch an der Vervollkommnung seines Modells, musste am Ende aber dazu gedrängt werden, seine Forschung überhaupt zu publizieren.

1543 erschien sie unter dem Titel „Über die Umlaufbahnen der Himmelsphären“.

Zunächst blieb die Empörung aus. Aber 1616 wurde Kopernikus' wissenschaftliches Hauptwerk von einer päpstlichen Kommission auf den Index der für Katholiken verbotenen Bücher gesetzt. Und als später Galileo Galilei für das kopernikanische Weltbild eintrat und darauf beharrte, dass es im Widerspruch zu einer wörtlichen Auslegung der Bibel steht, läuteten in Rom die Alarmglocken: Der Vatikan verurteilte den „Heliozentrismus“ als ketzerisch. Galilei musste in lebenslangen Hausarrest.

Aber es war nur eine Frage der Zeit, bis die Deutungshoheit der Kirche durch die Naturwissenschaften immer mehr in Bedrängnis geriet und nach heftigen Auseinandersetzungen schließlich zusammenbrach. Ende des 18. Jahrhunderts wurde die „kopernikanische Wende“ zu einem Begriff, der auch im übertragenen Sinne verwendet wird – nämlich immer dann, wenn es in einem Wissensgebiet zu einer neuen Erkenntnis kommt, die zu einem radikalen Perspektivenwechsel führt. *Oliver Geyer*

Falsch gelegen: die Sache mit dem plötzlichen Kindstod

Die Furcht vor dem „plötzlichen Kindstod“ begleitet viele Eltern nach der Geburt. In seltenen Fällen sterben Säuglinge im ersten Lebensjahr im Schlaf, ohne dass klar ist, warum. Das Phänomen ist seit Jahrhunderten bekannt, die genaue Ursache aber immer noch nicht.

Während des Zweiten Weltkriegs beobachteten Ärzte und Krankenschwestern, dass bewusstlose verwundete Soldaten eine höhere Chance zum Überleben hatten, wenn sie auf dem Bauch lagen. Ein ähnlicher Ansatz wird heute bei der „stabilen Seitenlage“ angewendet: Bewusstlose können an Erbrochenem ersticken – deshalb legt man sie so, dass der Mund der tiefste Punkt ist. Könnte man so nicht auch schlafende Babys schützen? Seit den 1960ern forderten daher viele Kinderärzte in Europa und in den USA: Legt Kinder auf den Bauch!

Was logisch klang, war ein tödlicher Irrtum. Babys sind keine Erwachsenen. Ihr Körper ist nicht nur deutlich kleiner, er funktioniert in vielem auch



anders. In den Jahren danach fiel immer mehr Ärzten auf, wie oft Kinder tot in Bauchlage gefunden wurden. In großen Studien wurde bald klar: Die Schlafposition erhöht das Risiko für den Kindstod enorm. Auf dem Bauch, so die Vermutung, bekommen Babys unter Umständen nicht genug Luft. Schlimmstenfalls führt das zum Erstickten. Nach und nach begannen viele Länder, in groß angelegten Kampagnen Eltern zu überzeugen: Legt euer Kind auf den Rücken! „Back to Sleep“ hieß es in den USA, ein Wortspiel mit der Doppelbedeutung von „back“ („zurück“ und „Rücken“).

Diese Entscheidung, wissenschaftlich fundiert, rettete Leben. In Ländern wie Schweden, den USA, Neuseeland und Deutschland sank die Säuglingssterblichkeit rapide. Immer weniger Eltern legten ihr Kind zum Schlafen auf den Bauch. Doch der Preis des Irrtums war hoch: Experten schätzen, dass allein in Deutschland mehr als 20.000 Kinder wegen der falschen Empfehlung für die Bauchlage starben. *Jan Ludwig*



Die Euphorie der Vergangenheit: die Frage des Atommülls

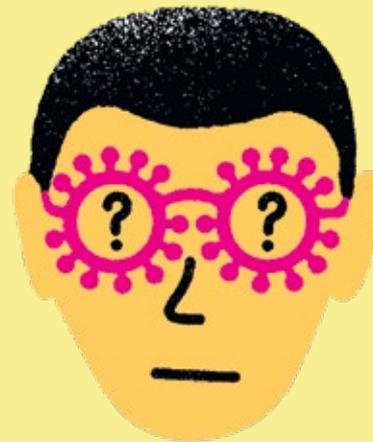
Ein Leben ohne Stromzähler, weil es unendlich viel Strom gibt: In den 1960er-Jahren war die Atombegeisterung in Deutschland so groß, dass die Risiken der neuen Technologie kaum ins Gewicht fielen – vor allem nicht die Frage, wo denn der radioaktive Abfall hinsoll. So groß wie der Glaube an die neue Art der Stromgewinnung war auch der Glaube daran, dass die Wissenschaft dieses Problem früher oder später in den Griff bekommen würde. So beschwichtigte 1969 selbst der anerkannte Physiker Carl Friedrich von Weizsäcker die Bürger

mit dem Hinweis, dass man den gesamten Atommüll der Bundesrepublik, der bis zum Jahr 2000 anfällt, wohl in einem Kubus von 20 Metern Seitenlänge gut versiegelt in ein Bergwerk stecken werde, um das Problem zu lösen. Ein ziemlich großer Irrtum, wie sich herausstellte.

Mittlerweile steht eine strahlende Menge Abfall, so groß wie über 100 Einfamilienhäuser, in Zwischenlagern herum, ohne dass eine Lösung dafür gefunden worden wäre. In der Zwischenzeit gab es auf wissenschaftlichem Gebiet viele Erkenntnisse, die sich als weitere Irrwege herausstellten. So lagerte man in den 1970er-Jahren Atommüll in alte Salzbergwerke ein, weil man davon ausging, dass das Salz sie sicher umschließen würde. „Einpökeln“ nannte man dieses Verfahren intern. Dann aber stellte man fest, dass die Bergwerke so ausgehöhlt waren, dass der Einsturz drohte und eindringendes Wasser im schlimmsten Fall radioaktive Stoffe aus den verrosteten Fässern lösen könnte, die dann ins Grundwasser gelangen. Die Asse in Niedersachsen ist so ein Bergwerk, in das Tausende Fässer eingelagert wurden, die nun aufwendig herausgeholt werden sollen, weil ein Einsturz droht. Neben dem Salz haben Wissenschaftler in der Vergangenheit auch andere Gesteinsarten als tauglich für die Endlagerung eingestuft, darunter Ton und Granit. Sie gelten weiterhin als möglich, allerdings spielt nicht nur das Gestein eine Rolle, sondern auch die geografische Lage des Standorts – zum Beispiel die Frage, ob er in einem Erdbebengebiet liegt oder ob Wasserzuflüsse zu erwarten sind. Man hat also schon dazugelernt – und wird es noch tun müssen. Wissenschaftler wie Geologen und Atomphysiker haben noch bis 2050 Zeit, eine passende Antwort zu finden auf die Frage: Wohin mit dem Atommüll?
Oliver Gehrs

Was wir nicht sehen können: die Spanische Grippe

Es ist gerade mal hundert Jahre her, da diagnostizierten Ärzte den Krankheitsverlauf einer Seuche über den Farbton des Patienten: Ein Rot war völlig in Ordnung, doch schon bei einer



violetten Nuance ging es mit dem Menschen bergab. Wenn dann aus dem Pflaumenblau ein Schwarz wurde, das sich von den Händen und Füßen bis zum Oberkörper ausbreitete, war der Patient so gut wie tot.

Mindestens 50 Millionen Menschen, so Schätzungen, raffte die Spanische Grippe von 1918 bis 1920 in drei Wellen dahin: In den schwarz gefärbten Körpern der Opfer hatte die Lunge versagt, sodass das Blut aufgrund des Sauerstoffmangels blau wurde. Die Symptome der todbringenden Krankheit erkannten die Ärzte, aber ihre Ursache konnte sich niemand erklären.

In heißen Gegenden mutmaßte man, es könne sich um Denguefieber handeln, in anderen Teilen der Welt dachte man an Cholera, Fleckfieber oder gar die Pest. Die fortschrittlichsten unter den Medizinern machten ein neues Bakterium für die Pandemie verantwortlich. Die Existenz von Viren, die um ein Vielfaches kleiner sind, wurde in wissenschaftlichen Kreisen zwar schon seit einiger Zeit vermutet – aber unter dem Lichtmikroskop konnte man sie noch nicht erkennen.

Eine intensive Diskussion entbrannte, doch es dauerte noch viele Jahre, bis sich die Virologie als wissenschaftliche Disziplin etablierte und Impfstoffe entwickelt wurden (den ersten Lebendgrippeimpfstoff produzierte 1936 der Russe A. A. Smorodintsev). Dazu trug auch die Erfindung des Elektronenmikroskops bei, dessen Prototyp die deutschen Wissenschaftler Max Knoll und Ernst Ruska 1931 in Berlin vorstellten. Schließlich, im Jahr 1933, gelang es, das Virus, das die Spanische Grippe auslöste, sichtbar zu machen und später dem Typ A der Influenza zuzuordnen, mit dem Subtyp H1N1, nach denen immer noch Influenzaviren typisiert werden. *Natascha Roshani* ↯

Raum für

In Strafprozessen geht es darum, die Wahrheit über einen Fall ans Licht zu bringen. Oder? Nicht ganz. Was Wahrheit vor Gericht bedeutet und wie nach ihr gesucht wird (kann sein, dass ihr nach dem Lesen Jura studieren wollt)

Zweifel





Die Tatortfotos auf diesen Seiten hat die Polizei von Amsterdam gemacht, sie sind sogar in einem Buch erschienen. Oft erzählt das Arrangement vor Ort eine andere Geschichte als die Angeklagten später im Prozess

Der Fall

Am Abend des 28. Oktober 2008 wird die 87-jährige Lieselotte Kortüm aus dem oberbayerischen Rottach-Egern bekleidet und tot in ihrer Badewanne aufgefunden. Bei der Untersuchung der Leiche entdeckt der Gerichtsmediziner zwei Blutergüsse am Kopf. Die Kriminalpolizei schließt daraus, dass Frau Kortüm gewaltsam getötet wurde und nicht, wie zunächst angenommen, in die Wanne gestürzt und darin ertrunken ist. Verdächtigt wird der Hausmeister der Wohnanlage, Manfred Genditzki. Er bestreitet die Tat, wird jedoch schuldig gesprochen und zu lebenslanger Haft verurteilt.

Genditzki, der sich neben seinem Job als Hausmeister um Frau Kortüm kümmerte, holte sie am Mittag des 28. Oktober im Krankenhaus ab, wo sie wegen Durchfalls behandelt worden war, und brachte sie nach Hause. Im Gerichtsurteil steht, er habe danach noch seine eigene Mutter im Krankenhaus besuchen wollen. Deshalb sei Frau Kortüm eifersüchtig geworden und habe einen Streit angefangen. Genditzki habe sie daraufhin geschlagen oder geschubst und so verletzt, dass er Angst vor einer Anzeige hatte. Er habe sie dann in der Wanne ertränkt, um einen häuslichen Unfall vorzutäuschen.

„Hochgradig unwahrscheinlich“ nennt die Münchner Anwältin Regina Rick diesen Tatablauf. Sie hat im Juni 2019 einen Wiederaufnahmeantrag gestellt: Sie will, dass noch einmal neu verhandelt wird und sie neue Beweise für Genditzkis Unschuld vorbringen kann. Es gibt auch eine Petition, die eine Wiederaufnahme fordert. Die mehr als tausend Menschen, die sie unterschrieben haben, sind wie Rick überzeugt: Dieser Mord ist nie passiert.

Was ist (die) Wahrheit?

In seinem Buch „Die Wahrheit vor Gericht“ schreibt der Strafverteidiger Klaus Volk: „Ich würde nie beschwören, dass ich auch nur in einem einzigen meiner Fälle die ganze Wahrheit erfahren hätte. Ich will aber darauf bestehen, dass es meist gerecht zugegangen ist.“ Wahrheit und Gerechtigkeit hängen also nicht unmittelbar miteinander zusammen. Auch die Rechtswissenschaftlerin und -philosophin Frauke Rostalski von der Universität Köln sagt: „Die Wahrheit ist nicht zwingend erforderlich für die Herstellung von Gerechtigkeit.“ Ein Urteil sei dann gerecht, wenn wir als Gesellschaft sagen könnten: „Auf dieser Grundlage können wir damit leben,

auch wenn wir doch einen Fehler gemacht haben sollten und es eigentlich anders war.“

Im Grundsatz gilt: „Im Zweifel für den Angeklagten.“ Genditzkis Anwältin ist der Meinung: In seinem Fall überwiegen die Zweifel. Das Urteil sei „willkürlich“ und „völlig aus der Luft gegriffen“. Sie glaubt, dass die Wahrheit ganz anders aussieht.

Aber welche Definition von Wahrheit gilt hier eigentlich? Das Bundesverfassungsgericht sagt, im Strafrecht werde die „materielle Wahrheit“ erforscht, das bedeutet: die Übereinstimmung mit den Tatsachen und der Wirklichkeit. Aber Frauke Rostalski sagt, es sei unrealistisch, vor Gericht diese „materielle Wahrheit“ herausfinden zu wollen. Es gehe vielmehr darum, die „prozessuale Wahrheit“ zu ergründen: die Erkenntnis, die möglich ist, wenn alle Regeln im Verfahren eingehalten werden.

Die Beweise #1: Urkunden

In § 261 der Strafprozessordnung heißt es: „Über das Ergebnis der Beweisaufnahme entscheidet das Gericht nach seiner freien, aus dem Inbegriff der Verhandlung geschöpften Überzeugung.“ Zur Rekonstruktion des Falls sind im Strafprozess vier Beweismittel erlaubt: Zeugen, Gutachten von Sachverständigen (z. B. von einer Psychologin oder einem Gerichtsmediziner), Urkunden und Augenschein (z. B. Fotos oder Videoaufnahmen).

„Urkunden sind besonders verlässlich“, sagt die Rechtsprofessorin Frauke Rostalski. Denn sie bilden die Wirklichkeit objektiv ab. In diesem Fall belegen Telefonprotokolle, dass Genditzki an Frau Kortüms Todestag um 14:57 Uhr zweimal kurz versucht hat, ihren Hausarzt zu erreichen, und um 15:09 Uhr ihren Pflegedienst anrief, um Bescheid zu sagen, dass sie aus dem Krankenhaus entlassen wurde. Und es gibt einen Kassenzettel, der zeigt, dass Genditzki um 15:30 Uhr im Supermarkt eines Nachbarorts eingekauft hat.

Diese Beweismittel belegen Tatsachen. Die lassen sich allerdings unterschiedlich interpretieren. Das Gericht sagt: Genditzki hat Frau Kortüm im Streit auf den Kopf geschlagen oder sie gestoßen. Sie wurde bewusstlos oder war benommen, darum wollte er ihren Hausarzt anrufen. Aber aus Angst, sie könnte ihn wegen Körperverletzung anzeigen, legte er direkt



wieder auf. Dann ertränkte er die Frau in der Wanne, um einen Unfall vorzutäuschen. Anschließend rief er den Pflegedienst an und kaufte ein, um sich ein Alibi zu verschaffen.

Diejenigen, die an dem Urteil zweifeln, sagen: Um 14:57 Uhr lebte Frau Kortüm noch, um 15:09 Uhr soll sie tot gewesen sein? Zwölf Minuten, um eine erwachsene Frau ins Bad zu schleppen, in die Wanne zu heben und zu ertränken? Das halten sie für sehr unwahrscheinlich.

Die Beweise #2: Gutachten

Im Prozess gegen Genditzki im Jahr 2010 war vor allem das Gutachten des Gerichtsmediziners Wolfgang Keil wichtig. Er fand die Blutergüsse unter Frau Kortüms Kopfhaut. Und er simulierte mit einem selbst gebastelten Badewannenmodell, wie sie in die Position gekommen sein könnte, in der sie gefunden wurde. Keils Ergebnis: Ohne äußere Einwirkung sei das „höchst unwahrscheinlich“.

Genditzkis Anwältin Regina Rick hat neue Gutachten anfertigen lassen. Eines, das ausgehend von der Wassertemperatur den Todeszeitpunkt neu eingrenzt – auf einen Zeitpunkt lange nachdem Genditzki die Wohnung verlassen hat. Und eine Computersimulation, die zeigt, dass es gut sein könnte, dass Frau Kortüm ausgerutscht und dann auf der rechten Seite in der Wanne gelandet ist, mit dem linken Bein links über dem Wannenrand. Diese Gutachten seien damals noch nicht möglich gewesen, sagt Rick, die Technik habe in den vergangenen Jahren große Fortschritte gemacht. Sie geht

davon aus, dass man die Wirklichkeit heute präziser rekonstruieren kann. Doch die Staatsanwaltschaft, die über den Wiederaufnahmeantrag entscheiden muss, will die neuen Gutachten nicht gelten lassen. Welche Seite recht hat, muss nun die 1. Strafkammer des Landgerichts München I prüfen.

Die Beweise #3:

Zeugen

Zeugen seien im Vergleich zu Urkunden oder Gutachten weniger verlässlich, sagt Frauke Rostalski von der Uni Köln, „weil oft Erinnerungslücken oder Wahrnehmungseinschränkungen vorliegen“. Selbst wenn Zeugen die Wahrheit sagen – wozu sie vor Gericht verpflichtet sind –, kann es sein, dass ihre Aussage nicht der Wirklichkeit entspricht. Oder anders gesagt: Ein und dieselbe Wirklichkeit kann verschiedene Wahrheiten beinhalten, je nachdem, wer über sie spricht.

Im Prozess gegen Genditzki haben Zeugen ausgesagt und medizinische Protokolle gezeigt, dass Frau Kortüm in der Vergangenheit häufiger gestürzt ist. In ihrer Krankenakte waren in den Monaten vor ihrem Tod aber keine Stürze mehr dokumentiert. Unter anderem darum schloss das Gericht einen Unfall aus.

Eine Frage während der Verhandlung war, warum Frau Kortüm überhaupt an der mit Wasser gefüllten Wanne gestanden haben soll. Eine Zeugin hatte angegeben, dass sie nie badete. Die Verteidigung sagte: Sie wollte Wäsche einweichen, die durch ihren Durchfall schmutzig geworden war. Das Gericht hielt das für ausgeschlossen, weil „ausschließlich der Angeklagte behauptete, Frau Kortüm habe manchmal Wäsche in der Badewanne eingeweicht“.

Der Wiederaufnahmeantrag von Regina Rick stützt sich, neben den neuen Gutachten, auch auf eine neue Zeugin. Die hat Frau Kortüm früher sehr gut gekannt und sagt, sie habe oft schmutzige Wäsche in der Wanne eingeweicht, bevor sie in die Waschmaschine kam. Das sei ihre „Macke“ gewesen. Diese Zeugin sagt auch, dass Frau Kortüm oft plötzlich in Ohnmacht gefallen sei. Einmal habe sie sie bewusstlos in der vollen Badewanne gefunden. Die Staatsanwaltschaft hält die Zeugin aber nicht für geeignet, weil sie Frau Kortüm vor deren Tod lange nicht mehr gesehen hat.

Das Motiv

Eine wichtige Frage, um in einem Strafprozess die Wahrheit zu ergründen, ist die nach dem Motiv: Warum sollte Manfred Genditzki Lieselotte Kortüm umgebracht haben? Die Staatsanwaltschaft sagte anfangs, Genditzki habe Geld unterschlagen und Frau Kortüm habe ihn erwischt, darum der Streit und der Mord. Aber die Beweisaufnahme ergab, dass er kein Geld unterschlagen hat. Darum schwenkte die Staatsanwaltschaft auf das neue Motiv um: Frau Kortüms Eifersucht auf Genditzkis Mutter, darum der Streit und der Mord. Im Mai 2010 wird Genditzki verurteilt, aber der Bundesgerichtshof hebt das Urteil auf, weil man nicht mitten in der Verhandlung das Motiv wechseln könne. Also „aus verfahrensrechtlichen

Gründen“ – denn die „prozessuale Wahrheit“ kann ja nur ergründet werden, wenn alle Regeln eingehalten werden. Es wurde neu verhandelt, mit dem zweiten Motiv als Grundlage. Und Manfred Genditzki wurde erneut verurteilt.

Der Verurteilte

Ist Manfred Genditzki schuldig oder nicht? Er sagt, er war es nicht. Aber es liegt nicht an ihm, was am Ende als „prozessuale Wahrheit“ im Urteil steht. Das wäre noch nicht einmal so, wenn er den Mord gestehen würde. Das Geständnis, schreibt Klaus Volk, werde in unserer Gesellschaft „weit überschätzt“. Denn eigentlich ist es nur ein Beweis unter vielen. Anders als Zeugen sind Angeklagte nicht mal verpflichtet, die Wahrheit zu sagen. Sie haben das Recht, zu schweigen. Sie dürfen sogar lügen – das ist zwar im Strafrecht nicht explizit erlaubt, aber eben auch nicht verboten.

Allein daran, dass die einen Manfred Genditzki für unschuldig halten und die anderen nicht, kann man sehen: Es gibt die eine Wirklichkeit, die Genditzki und Lieselotte Kortüm erlebt haben. Aber die eine Wahrheit über diese Wirklichkeit gibt es nicht. ↩

Wahre Einsichten

Teil 4

Die Grenzen der Sprache sind die Grenzen der Welt



Laut Ludwig Wittgenstein (geboren 1889 in Wien) ist die Sprache der Schlüssel zur Wahrheit. Deshalb habe sie logischen Gesetzen zu folgen.

Die Wirklichkeit zerfällt laut Wittgenstein in Dinge, denen in der Sprache jeweils ein Name zugeordnet ist. Erst die Zusammenfassung dieser Namen in Sätzen verleiht ihnen Sinn. Deckt sich dieser Sinn mit den von den Namen bezeichneten Dingen, kann man von „wahren“ Sätzen sprechen. Eine Behauptung wie „Die Temperatur des Wassers beträgt 20 Grad“ ist schlicht dann wahr, wenn wirklich eine „Temperatur“ von „20 Grad“ im „Wasser“ gemessen wurde. Analog zur Mathematik ist demnach ein „falscher“ Satz, was sich nicht auf die Wirklichkeit anwenden lässt. Hinzu kommt ein Drittes, der Unsinn. Eine Aussage wie „Dieser Satz ist falsch“ bezieht sich nicht auf ein Ding, sondern nur auf sich selbst – und ist daher „unsinnig“.

Wittgenstein leistet von linguistischer Seite, was Gödel aus mathematischer Sicht formuliert hat. Er zeigt die Beschränktheit eines – hier: sprachlichen – Systems. „Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt.“ Für Metaphysik, Glaube oder Mutmaßungen ist bei Wittgenstein kein Platz: „Was sich überhaupt sagen lässt, läßt sich klar sagen; und wovon man nicht reden kann, darüber muß man schweigen.“

Arno Frank



Wahre Liebe?

Der Lügendetektor wird es schon rauskriegen. Bereits 1913 wurde an der Universität in Graz ein Gerät entwickelt, das den Puls und die Atmung von Versuchspersonen messen konnte. Auch wenn es Kritik an dem Gerät gibt – so können einerseits Testpersonen Erregung vortäuschen oder durch Selbsthypnose ruhiger werden, andererseits die Untersuchenden durch Vorurteile die Ergebnisse beeinflussen –, wird der Lügendetektor weiterhin angewandt.

Sag jetzt nichts Falsches

Man soll ja nicht lügen, schon klar. Aber es gibt durchaus Situationen, in denen es moralisch gerechtfertigt sein kann, etwa in Unrechtsregimen. Khaled rettete das Lügen vielleicht sogar das Leben



Khaled beginnt zu lügen, als er in den Krieg ziehen soll. Es ist das Jahr 2015, Khaled ist 31, er lebt in Damaskus, arbeitet als Kostümdesigner und Schauspieler für das syrische Fernsehen. Seit Jahren herrscht in seiner Heimat ein Bürgerkrieg zwischen dem Regime des syrischen Machthabers Baschar al-Assad, der Opposition und dem sogenannten Islamischen Staat. Hunderttausende Menschen sind bereits gestorben, Millionen wurden zur Flucht gezwungen.

Von einem Bekannten in der Militärverwaltung erfährt Khaled, dass er in zwei Wochen eingezogen werden und in der syrischen Armee kämpfen soll. Einer Armee, der schwere Kriegsverbrechen vorgeworfen werden. Doch in Syrien gilt eine allgemeine Wehrpflicht: Alle Männer über 18 Jahre müssen einen mindestens 18-monatigen Militärdienst ableisten. „Ich musste einfach weg“, sagt Khaled.

Um seine Flucht zu finanzieren, versucht er, seine Habseligkeiten zu verkaufen. „Meine Nachbarn wurden misstrauisch, haben gefragt, ob ich etwa abhauen will.“ Das Damaskus des Jahres 2015 beschreibt Khaled als eine Stadt, die „überall Augen hat“. Assads Regime überwacht die Menschen, vor allem Männer im kampffähigen Alter. Offiziell hätte Khaled niemals ausreisen dürfen. „Ich habe dann allen erzählt, dass mein Mietvertrag plötzlich gekündigt wurde

und ich gezwungen bin, zu den Eltern meiner Freundin zu ziehen.“ Erst diese Geschichte verhindert weitere Fragen. Heimlich reist Khaled ab.

Sein Plan ist klar: Über den Libanon will er nach Europa. Weniger klar ist, wie er in den Nachbarstaat gelangen soll. „Die Grenzposten haben mich verdächtigt, aus Syrien fliehen zu wollen.“ Khaled hat von Menschen gehört, die eine falsche Antwort bei so einer Grenzkontrolle mit Jahren hinter Gittern oder gar ihrem Leben bezahlt haben. Er muss sich etwas einfallen lassen – und zwar schnell. „Da habe ich gesagt, dass ich eine patriotische Dokumentation für das syrische Fernsehen drehen will und in den Libanon reise, um Kostüme zu besorgen.“ Der Grenzposten glaubt Khaled nicht sofort, er will Beweise. Khaled präsentiert Unterlagen, die ihn als Mitarbeiter des syrischen Fernsehens ausweisen – Belege für die patriotische Doku hat er keine. Er redet drauflos. „Ich habe ein immer größeres Lügengebäude errichtet.“ Seine angebliche Dokumentation solle von historischen Heldentaten syrischer Soldaten handeln. Irgendwann hellt sich die Miene des Grenzers auf. Khaled ist erleichtert – um gleich im nächsten Augenblick zu merken, „dass ich es übertrieben habe“.

Der Grenzsoldat glaubt offenbar, einen bekannten, patriotisch gesinnten Fernsehmacher aus der Hauptstadt vor

sich zu haben. Er ruft seinen Vorgesetzten, der mehr über die Dokumentation wissen will. Khaled lügt und lügt. Als er sich von den Soldaten verabschiedet, rufen sie ihm freundlich ein „Bis morgen!“ hinterher. Sie glauben, dass er schon am folgenden Tag mit historischen Kostümen im Gepäck wieder vor ihnen stehen wird. Khaled hat es geschafft.

Nur um zu merken, dass er sich zu früh gefreut hat.

Über den Libanon gelangt er zwar in die Türkei, der weitere Weg nach Norden will aber lange nicht gelingen. Khaled findet keinen Schleuser, der ihn für das wenige Geld, das er noch hat, nach Griechenland schmuggelt. Er schläft in einer dreckigen Unterkunft mit zehn anderen Männern, die sich im Gespräch als radikale Islamisten zu erkennen geben. „Die haben mich bedrängt, wollten meine politische Einstellung erfahren.“ Und so lügt Khaled weiter und erzählt den Männern, er sei ein besonders frommer Muslim, der wegen seiner freundlichen Haltung zum Islamischen Staat in Syrien Probleme hatte und ausreisen musste. Die Männer glauben ihm. Erst als Khaled endlich in Griechenland landet und später nach Deutschland kommt, ist für ihn das Lügen vorbei. Am Ende ist es seine wahre Geschichte, die dafür sorgt, dass er als Flüchtling erst mal hierbleiben darf und nicht abgeschoben wird. ☞

Für manche Religionsgemeinschaften gibt es nur die eine Wahrheit. So ist es auch Kristina ergangen – bis sie ihren eigenen Weg zu Gott fand

Von Mirjam Ratmann
Fotos: Michael Alberry

Auf Fotos lächelt eine junge Frau mit langen dunkelbraunen Haaren und rotbraunem Lippenstift, sie trägt ein Nasenpiercing und schwarze Tattoos an den Armen. Noch vor zehn Jahren hätte Kristina, heute 27, nicht so ausgesehen. Ihr Kleidungsstil damals: langer Rock, hochgesteckte Haare, kein Make-up oder Schmuck.

„Ein Weib soll keine Männertracht tragen“ – so steht es in der Bibel. Von Kindesbeinen an lernt Kristina, dass man nur dann richtig und wahr lebt, wenn man sich strikt und wortwörtlich an das „Wort Gottes“ hält. Für die baptistische Gemeinde, in der sie aufwächst, bedeutet das: Frauen dürfen keine Hosen tragen. Popmusik ist unchristlich, Fernsehen und Tanzen sind verboten, ebenso wie Sex vor der Ehe. Homosexualität wird abgelehnt. Für Kristina ist das damals völlig normal. Nur durch diese Art zu leben komme sie in den Himmel, wird ihr in der Gemeinde beigebracht, andere Religionen und Lebensweisen gelten als falsch, als unwahr. „Entweder brannte man für die Religion oder war kalt – es gab nur richtig oder falsch“, sagt Kristina. Jahrelang brannte auch sie für diesen Glauben.

Die meisten baptistischen Gemeinden in Deutschland – rund 670 – gehören zum Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden (BEFG) und erfreuten sich, anders als die katholische Kirche, jahre-

lang relativ stabiler Mitgliederzahlen. Erst seit 2018 vermeldet der BEFG einen leichten Rückgang – auf rund 80.200 Mitglieder Ende 2019. Die Taufe findet bei den Baptisten erst bei Jugendlichen und Erwachsenen statt, da sich die Menschen bewusst für ihren Glauben entscheiden sollen, doch auch Kinder sind bereits in die Gemeinden integriert. Von manchen Seiten wird freikirchlichen Gemeinden vorgeworfen, Glaubensgrundsätze ähnlich wie bei einer Sekte auszuleben. Formell als Sekte eingestuft sind sie aber nicht. Auch Kristina sieht das noch immer anders, immerhin stehe es ja jedem frei, auszutreten. Und nach dem Austritt sei man weiterhin im Gottesdienst willkommen.

Die Absolutheit, die eine Glaubensgemeinschaft vorgeben kann, lässt in Wahrheit jedoch nicht immer allzu viele Freiheiten zu. Kristina muss, obwohl offiziell noch nicht Teil der Gemeinde, schon im Kindesalter an Bibelstunden teilnehmen, mehrfach am Tag betet sie. Sonntags geht sie mit ihren Eltern und drei Geschwistern gleich zweimal in die Kirche. Der Glaube beherrscht ihren Alltag, und doch irritieren sie die Regeln und Pflichten. Als ihr die Mutter in der fünften Klasse verbietet, mit auf Klassenfahrt zu fahren, und sie dazu drängt, in der Schule zu sagen, dass sie nicht mitmöchte, bekommt Kristinas Glaube erste Risse. Ausgerechnet in der Schule soll Kristina lügen, dabei hat sie es dort sowieso schon nicht leicht. Als die Mädchen



anfangen, sich zu schminken und auf Partys zu gehen, wird sie gemobbt, weil sie nicht mitmacht. Also beginnt sie eine Art Doppel-

leben: Morgens geht sie in keuscher Kleidung aus dem Haus, versteckt sich hinter dem nächsten Busch und schlüpft in eine Hose. Auf der Schultoilette trägt sie Mascara auf. Nach der Schule verwandelt sie sich zurück in eine gläubige Baptistin. Manchmal trifft sie sich auch heimlich mit Freunden außerhalb der Gemeinde. Wenn sie zu Hause Lügen darüber erzählt, wo sie war und was sie mit wem gemacht hat, quält sie das schlechte Gewissen. Ihr Leben beginnt sich falsch anzufühlen.

Trotz der Zweifel lässt sich Kristina mit 15 taufen. „Irgendwann war ich überzeugt davon, dass man nur baptistisch richtig und wahr leben kann.“ Da ihr damaliger Freund bereits getauft ist, fühlt sie sich verpflichtet, es ihm gleichzutun. Sie lässt ihr anderes Leben hinter sich, die Schulfreunde, die heimlichen Treffen und Partys. Ein paar Jahre später, Kristina ist gerade 18, heiratet sie. Als sie wenig später eine Fehlgeburt erleidet, ist das ein Schock für sie, zumal sie in der Gemeinde keinen Trost findet. Um den Verlust zu verarbeiten, geht sie feiern, raucht und trinkt. Ihre Beziehung zerbricht. Doch Scheidung ist für die Gemeinde keine Option. Kristina wird unter Druck gesetzt: Sie solle zu einer



Ihr



Eheberatung gehen, aufhören, zu rauchen und zu trinken. „Es wurde von allen Seiten gesagt, was ich jetzt alles tun müsste – aber ich hatte nicht das Gefühl, dass es mir dann besser gegangen wäre.“ Stattdessen fühlt sie sich in die Enge getrieben. Mitten in der Ausbildung zur Medizinischen Fachangestellten macht sie einen vollständigen Cut: Sie lässt sich scheiden, wird aus der Gemeinschaft ausgeschlossen, schwört Gott ab.

Mit Anfang 20 erlebt sie ihre Jugend neu, geht in Clubs, trifft sich mit Männern, reist das erste Mal allein ins Ausland. Mit ihrem einstigen Glauben will sie nichts mehr zu tun haben. Ihre Familie versucht, Kristina umzustimmen, akzeptiert irgendwann aber ihre Entscheidung. Heute sei die Beziehung besser als vorher. Möglicherweise deswegen, weil Kristina vor einigen Jahren wieder zu Gott zurückgefunden hat. Als Au-pair in Brasilien trifft sie Christinnen und Christen, die ihr zeigen, wie sie ihren Glauben ohne Zwänge leben kann. In Gottesdiensten wird getanzt, mal eine Zigarette zu rauchen ist keine Katastrophe – Kristina merkt, dass Glauben Spaß machen kann, und lernt: „Ich kann eine Beziehung zu Gott haben, ohne mich an Richtlinien zu halten.“



Heute sieht sich Kristina als pluralistische Christin, sie glaubt an Gott, Jesus, ein Leben nach dem Tod. Einer Kirche fühlt sie sich nicht zugehörig. „Wenn ich das Bedürfnis habe, mich jemandem mitzuteilen, bete ich oder lese in der Bibel, aber ich mache das nicht nach Zwang.“ Wurde sie früher dazu gedrängt, Gleichaltrige zu missionieren, gilt heute für sie: Jeder und jede soll glauben, wie er oder sie das möchte. Für viele eine Selbstverständlichkeit. Kristina musste das erst lernen. ↵

Momente der Entrücktheit:
Viele evangelikale Gemeinden
feiern ihre Gottesdienste
mit Musik und Tanz

Glaube

„Die Grenze des Sagbaren verschiebt sich. Das merke ich auch im Unterricht“

fluter: Herr Barth, Sie unterrichten interdisziplinär Ethik, Geschichte, Politik und Geografie, 90 Prozent Ihrer Schüler und Schülerinnen sind muslimischen Glaubens. Begegnen Sie dort auch radikalen Meinungen?

André Barth: Kinder mit palästinensischen Wurzeln sagen zum Beispiel, dass ihnen Juden das Land wegnehmen. Solche verallgemeinernden Aussagen gehen dann schnell über in antisemitische Vorurteile und Verschwörungstheorien: Juden sind Gewaltverbrecher, Juden sind geizig, Juden sind böse...

Wie reagieren Sie?

Ich schaffe einen geschützten Raum, wo diese Aussagen zunächst unkommentiert stehen bleiben können. Die Schüler und Schülerinnen sollen sich ernst genommen, nicht bevormundet fühlen. Dafür bilden wir einen Stuhlkreis, ich setze mich dazu, doziere nicht von oben herab. Meine Meinung ist erst einmal nicht mehr wert als die der anderen. Erst dann steuere ich dagegen. Wir suchen zum Beispiel gemeinsame Werte der Religionen.

Das klappt?

Ja, weil ich in meiner Klasse zu so etwas wie einem großen Bruder werde. Meine Schüler, die ich von der Siebten bis zur Zehnten betreue, vertrauen mir, erkennen meine Meinung an. In ihrem Kopf entsteht dann ein Widerspruch zwischen ihrer bisherigen Sichtweise und meiner Perspektive. So kann ich einen Lernprozess anregen, etwas verändern. Natürlich kann ich nicht nachvollziehen, ob das bei jedem Einzelnen funktioniert. Aber Beziehungsarbeit ist essenziell. Meine Meinung wird geprüft, akzeptiert – und im Idealfall übernommen.

Wie würden Sie reagieren, wenn Ihnen jemand mit Enthauptung droht, wie es einer Lehrerin an einer Berliner Schule passiert ist?

Auch in schwierigen Situationen suche ich den Dialog. Die meisten Aussagen spiegeln nicht die Meinungen der Schülerinnen und Schüler wider, sie werden von ihrem Umfeld, u. a. der Familie übernommen. Bei uns gab es eine Schülerin, die sich geweigert hat, an der Schweigeminute für den ermordeten Lehrer in Frankreich teilzunehmen. Darüber haben wir anschließend sehr differenziert diskutiert. Meine Schüler kriti-

In Frankreich wurde ein Lehrer von einem radikalen Islamisten enthauptet, weil er im Unterricht die vom Satiremagazin „Charlie Hebdo“ veröffentlichten Mohammed-Karikaturen thematisiert hatte. Wie reagiert man als Lehrer, wenn radikale Ansichten ins Klassenzimmer dringen? Ein Gespräch mit André Barth, 39, Lehrer an einer Integrierten Sekundarschule in Berlin-Wedding

sierten, dass in Frankreich häufig nicht zwischen Islamismus und Islam unterschieden wird, dass dem Islam terroristische Inhalte zugeschrieben werden. Sie haben aber auch deutlich gesagt, dass der Mörder nicht im Rahmen des Islam gehandelt hat, und die Sure zitiert: Wenn man einen Menschen tötet, ist das, als würde man die ganze Menschheit töten.

Was sind die Ursachen für die einfachen Wahrheiten, die unsere Meinungsvielfalt bedrohen?

Die Grenze des Sagbaren verschiebt sich. Das merke ich auch bei meinen Schülern. Sie entgegnen mir immer öfter: Das sagen doch auch die von der AfD – und das ist eine gewählte Partei. Schule findet im gesellschaftlichen Rahmen statt, und in der ganzen Gesellschaft breitet sich die Haltung „Das wird man ja noch sagen dürfen“ aus.

Erleben Sie manchmal einen Konflikt zwischen Religions- und Meinungsfreiheit?

Sowohl die Religions- als auch die Meinungsfreiheit ist im Grundgesetz verankert. Ich kann nicht eines absolut setzen, sondern muss immer in diesem Rahmen, zwischen diesen beiden Polen im Gespräch bleiben.

Im Koran gibt es ein paar Stellen, die antisemitisch interpretiert werden können. Wie gehen Sie darauf ein?

Schülern, die solche Zitate vorbringen, entgegne ich, dass eine wortwörtliche Lesart des Korans meiner Meinung nach nicht zeitgemäß ist. Ich erkenne aber auch an, dass im Koran wichtige Werte zu finden sind. Die heiklen Stellen, die es übrigens auch im Alten Testament, also in der Bibel und in der Thora gibt, nehme ich dann als Grundlage für eine Diskussion. Ich frage: Was heißt das heute? Was ist der Kern? Ich wähle also einen klassisch aufklärerischen Ansatz – und erlebe Aha-Momente bei meiner Klasse.

Wie sieht so ein Aha-Moment aus?

Unsere Schule kooperiert mit dem Jüdischen Museum, wir veranstalten Workshops, docken mit den Inhalten aus dem Rahmenlehrplan an dem an, was dort geboten wird. Allein wenn Schülerinnen und Schüler, die normalerweise nie in das Museum gehen würden, dort Jüdinnen und Juden begegnen, setzt ein Aha-Moment ein, im Sinne eines humanistischen Bildungsideals. Sie erleben, dass das auch Menschen sind. Normalerweise reden die meisten nur über Juden. Das Miteinander verändert.

Nicht in allen Fächern können Lehrer offene Diskussionen führen. Was raten Sie Kolleginnen und Kollegen im Umgang mit schwierigen Aussagen?

Allgemeine Handlungsanweisungen gibt es nicht, jede Situation muss neu verhandelt werden. Wenn sich jemand an mich wendet, biete ich an, dass ich mit ihm gemeinsam darüber im Unterricht spreche. Als Lehrer muss ich Zweifel und Zweideutigkeiten aushalten können. Dafür bedarf es eines bestimmten Bildes von mir selbst und von der Rolle des Lehrenden.

Was erwarten Sie von anderen?

Unser Schulsystem muss grundsätzlich verändert werden, es muss gerechter, weniger hierarchisch werden. Und wir müssen Vorurteile unter uns Lehrern abbauen, um den Unterricht noch sensibler zu gestalten. Unsere eigenen Ressentiments dürfen wir nicht in Aufgabenstellungen reproduzieren, Sachtexte müssen wir kritisch auswählen. Wenn ein junger Mensch Rassismus erfährt und das Gefühl hat, darüber nicht sprechen zu können, entsteht ein Nährboden für Radikalisierung. Wir müssen das tun, was ich mit meinen Schülern mache: im Gespräch bleiben. ⌞

Keine Angst vor radikalen Islamisten: Französische Schülerinnen protestieren nach dem Mord an einem Lehrer für die Meinungsfreiheit



Religion & Staat

In früheren Jahrhunderten war die Weltanschauung der Menschen auch in Deutschland stark an die Religion und die Kirche gebunden. Deren Gebote und Verbote schrieben vor, wie die Menschen zu leben hatten. Erst als die geistige Bewegung der Aufklärung Ende des 17. Jahrhunderts in Europa entstand, setzte eine „Verweltlichung“, eine Abwendung von Religion und Kirche ein. Die Aufklärung erklärte, dass die Menschen sich bei ihrem Handeln vor allem von der Vernunft leiten lassen sollten und nicht so sehr von den Gesetzen der Religion.

Die heutige Trennung von Kirche und Staat wurde erstmals in der Weimarer Verfassung festgeschrieben. Einige Paragraphen finden sich noch heute im Grundgesetz. So sind die staatsbürgerlichen Rechte unabhängig vom religiösen Bekenntnis – und niemand darf zur „Teilnahme an religiösen Übungen oder zur Benutzung einer religiösen Eidesform gezwungen werden“. Der Staat ist zur weltanschaulichen Neutralität verpflichtet und darf sich mit keiner Religionsgemeinschaft identifizieren.



Wie konnte das geschehen ?

Nach dem Ende der Apartheid wurde in Südafrika eine Wahrheitskommission eingerichtet, um die Verbrechen aufzuarbeiten. Auch in Südamerika versuchte man nach dem Ende der Diktaturen auf diesem Weg die Gesellschaft zu versöhnen

Nation zwar nicht „versöhnt“, sie war aber ein wichtiger, vielleicht notwendiger Schritt im noch nicht abgeschlossenen Prozess auf dem Weg zu einer gesellschaftlichen Aussöhnung.

Die südafrikanische Wahrheitskommission ist zwar als bekannteste ihrer Art in die Geschichte eingegangen, entstanden ist dieses Konzept jedoch in Lateinamerika zu Beginn der 1980er Jahre – als Reaktion auf die in vielen Ländern des Kontinents überwundenen Diktaturen und deren Verbrechen. So ließ man in Argentinien und Chile Oppositionelle und andere Gegner massenhaft verschwinden. Die 1983 in Argentinien gegründete „Comisión Nacional sobre la Desaparición de Personas“ (CONADEP) trug dieses Verbrechen schon in ihrem Namen („Desaparición“, dt.: Verschwinden). Ihr Bericht mit dem Titel „Nunca más“ (Nie wieder) legte die erste umfassende Darstellung der Repressionen der Militärdiktatur (1976 bis 1983) vor, die eine vorläufige Zahl von knapp 9.000 Opfern enthielt.

Die „Comisión Nacional de Verdad y Reconciliación“ (CNVR) in Chile war schließlich 1990 die erste, welche die Bezeichnungen „Wahrheit“ und „Versöhnung“ im Namen trug. Das Beispiel Chile zeigt aber auch die widerstreitenden Interessen, denen sich die Kommissionen oft stellen müssen. Denn das Ende der Militärdiktatur (1973 bis 1990) war hier durch eine Volksabstimmung im Oktober 1988 eingeleitet worden, bei der sich noch rund 45 Prozent der Abstimmenden für den Verbleib des Diktators Augusto Pinochet als Staatsoberhaupt aussprachen. „Am Tag, an dem einer meiner Männer angefasst wird, ist es vorbei mit dem Rechtsstaat“, drohte Pinochet, der weiterhin Oberkommandierender des Heeres war, ganz unverblümt. Trotzdem war die Tätigkeit der CNVR mit ihrem umfassenden Ansatz („Die ganze Wahrheit und so viel Gerechtigkeit wie möglich“) und der Betonung auf der nationalen Aussöhnung ein erster Erfolg.

Wobei das, was genau unter Versöhnung verstanden wird, immer kulturabhängig ist. Das deutsche Wort Versöhnung leitet sich etwa von „Sühne“ ab. Dem liegt die katholisch-christlich geprägte Idee zugrunde, dass Täter bereuen und eine Wiedergutmachung leisten. Die Schuld soll durch eine Strafe abgegolten werden.

Desmond Tutu, ehemaliger Erzbischof von Kapstadt, war schwer beladen, als er am 29. Oktober 1998 vom südafrikanischen Präsidenten Nelson Mandela empfangen wurde. Im Gepäck hatte er fünf dicke Bände – den Abschlussbericht der „South African Truth and Reconciliation Commission“, kurz SATRC. Auf rund 3.000 Seiten war darin die Arbeit der südafrikanischen „Wahrheits- und Versöhnungskommission“ festgehalten, die Tutu leitete.

Eingesetzt worden war die Kommission, um ein möglichst vollständiges Bild der Menschenrechtsverletzungen während der Apartheid von 1960 bis 1994 zu erarbeiten. Über 20.000 Opfer meldeten sich und legten Zeugnis ab, allein ihre Namen füllten rund 1.000 Seiten des Berichts. 2.000 Personen kamen bei öffentlichen Anhörungen, die im

Radio und Fernsehen übertragen wurden, zu Wort. Für viele Betroffene hatte das eine geradezu selbstheilende Wirkung: Oft war es das

erste Mal, dass sie öffentlich über die Verbrechen sprachen, die ihnen oder Angehörigen widerfahren waren.

„Eine Therapie für die Nation“ nannte der damalige südafrikanische Verfassungsrichter Richard Goldstone das Wirken der Kommission. Auf dieses friedfertige Vorgehen hatte man sich nach den ersten freien Wahlen von 1994 geeinigt, als Justizminister Abdullah Omar erklärte, es werde in Südafrika weder eine Generalamnestie geben noch

„Nürnberger Prozesse“ – in Anspielung auf die Gerichtsprozesse gegen hochrangige Nationalsozialisten nach dem Zweiten Weltkrieg, die mit einigen Todesstrafen endeten. Stattdessen kündigte er die Einrichtung einer Wahrheitskommission an – mit dem Ziel „Versöhnung“ und „nationale Einheit“. Tutu nannte auch „Vergebung statt Vergeltung“ als Leitmotiv.

Unumstritten war dieser Ansatz nicht. Denn untersucht wurde nicht allein der Terror des auf der sogenannten Rassentrennung beruhenden Apartheidssystems, sondern auch Verbrechen ihres Gegners, der Befreiungsbewegung des Afrikanischen Nationalkongresses (ANC), zu der unter anderem Nelson Mandela gehörte. Kritik gab es auch, weil nur vergleichsweise wenigen Opfern eine Entschädigung (von maximal 20.000 Euro) für ihre Leiden zugesprochen wurde und der Kommission nur zweieinhalb Jahre zur Verfügung standen, um Tausende Fälle zu untersuchen. Dafür war die SATRC mit weitreichenden Vollmachten ausgestattet. Sie konnte Tätern sogar Strafmilderung oder gar Straferlass gewähren, sofern diese vollständig und wahrheitsgemäß über die ihnen zur Last gelegten Verbrechen Rechenschaft ablegten. Von knapp 7.100 Amnestiegesuchen wurden schließlich 1.160 gebilligt.

Rund 7.000 Verbrechen konnte die SATRC aufklären. In ihrem Bericht schrieb sie, dass der Staat im Untersuchungszeitraum „der Hauptverantwortliche für schwere Menschenrechtsverletzungen“ gewesen sei. Im Rückblick lässt sich sagen: Die SATRC hat die

Während der Zeit der Apartheid waren viele Menschen in Südafrika Gewalt und Willkür ausgesetzt

Die Opfer bekommen eine Stimme – als Ergänzung zur strafrechtlichen Aufarbeitung

Nach der Leitidee von „Ubuntu“ – einer Philosophie, die in allen Bantu-Sprachen Afrikas verbreitet ist – gehört der Einzelne hingegen zu etwas „viel Größerem“, wie Erzbischof Tutu es ausgedrückt hat. Ubuntu ist demnach die Bereitschaft aller, etwas für die Heilung der Gemeinschaft zu tun, wenn diese durch Einzelne verletzt wird. Ähnlich äußerte sich auch Cynthia Ngewu, die Mutter eines von der südafrikanischen Polizei vorsätzlich erschossenen Widerstandskämpfers. Wenn Versöhnung bedeute, dass der Mörder ihres Sohnes wieder ein Mensch werde, sagte sie, „sodass auch ich, dass wir alle unsere Menschlichkeit wiedererlangen“, dann sei sie damit einverstanden.

Seither wurden weltweit zahlreiche weitere Wahrheitskommissionen ins Leben gerufen. Gerichtsverfahren ersetzen können sie nicht, dafür fehlen ihnen in der Regel die Befugnisse. Dennoch sind sie spätestens seit der Jahrtausendwende, nun oft unter Beteiligung der Vereinten Nationen,

Ruf nach Auf-
arbeitung:
In Chile wehren
sich viele gegen
das Vergessen

zu einem Standardinstrument bei der Untersuchung schwerer Menschenrechtsverletzungen geworden. Ein Instrument, das den Opfern eine Stimme verleiht – als ergänzendes Mittel zur strafrechtlichen Aufarbeitung.

Und allmählich geraten weiter zurückliegende Verbrechen, etwa aus der Zeit des Kolonialismus, in den Blick. Im Zuge der Black-Lives-Matter-Proteste in Belgien, bei denen auch Statuen von König Leopold II. beschädigt wurden, hat das Parlament beschlossen, dass eine Wahrheitskommission das besonders unmenschliche Regime der Belgier im einstigen „Freistaat Kongo“ untersuchen soll. Zwischen 1885 und 1908 hatte der „Blut-König“ Leopold II. das Land zu seiner persönlichen Kolonie gemacht; bis zu zehn Millionen Menschen, etwa die Hälfte der Bevölkerung, bezahlten das mit ihrem Leben.

Zur Aufklärung des von Truppen des deutschen Kaiserreichs begangenen und von der Bundesregierung so eingestuften Völkermords an den Herero und Nama in Namibia von 1904 bis 1908 treibt derweil die deutsche NGO „European Center for Constitutional and Human Rights“ (ECCHR) die Einsetzung einer Wahrheitskommission voran. Auch hier geht es nicht um eine schon feststehende Wahrheit, sondern um die kollektive Verständigung der Gesellschaft über Geschehnisse in der Vergangenheit. Und egal wie lange ein Verbrechen zurückliegt, die Wahrheit hat kein Verfallsdatum. ↩



Sowohl wahr als auch falsch



In vielen physikalischen Experimenten stellen Quanten, also Einheiten von Energie, unser herkömmliches Verständnis der Naturgesetze auf den Kopf. Quanten tun nämlich nicht, was sie theoretisch tun müssten. So können Quanten mehrere, einander widersprechende Eigenschaften haben, etwa Welle und Teilchen zugleich sein. Miteinander „verschränkte“ Teilchen nehmen zum Zeitpunkt einer Messung sogar den gleichen Zustand ein, auch wenn sie weit voneinander entfernt gemessen werden – als wohnte eine Seele in zwei Körperchen.

Nach den Gesetzen der Relativitätstheorie – wonach nichts schneller ist als das Licht, also auch keine „Information“ über den Zustand eines Teilchens – kann das nicht sein. Albert Einstein selbst scherzte, da müsse eine „spukhafte Fernwirkung“ am Werk sein. In diesen Grenzbereichen der Physik versagt nicht nur die menschliche Intuition. Offenbar ist etwas „wahr“ und bis auf Weiteres beweisbar, was nicht wahr sein kann. Das ist nicht nur ein Dilemma, es ist sogar ein „Tetralemma“. Und dafür gibt es im westlichen Denken keinerlei Vorbilder – wohl aber in östlichen Philosophien. In buddhistischen Schriften können Dinge „wahr“ und „falsch“, aber auch „sowohl wahr als auch falsch“ und, zu allem Überfluss, „weder wahr noch falsch“ sein. Das behauptete etwa der Philosoph Nāgārjuna, ein bedeutender Vertreter des Mahāyāna-Buddhismus, im 2. Jahrhundert nach Christus. Es wäre auf der Suche nach der Wahrheit eine neue Logik zu entfalten, die mehr als nur zwei Wahrheitswerte kennt.

Arno Frank

Dass durch nicht aufgearbeitete Geschichte gesellschaftliche Konflikte entstehen können, sieht man in Spanien, wo die historische Wahrheit umkämpft ist

Von Maren Häußermann

Die Bilder der Demonstrierenden für die katalanische Unabhängigkeit gingen vergangenen Herbst um die Welt – wie sie den Flughafen besetzten, wie sie den Verkehr auf der Autobahn lahmlegten und wie sie ihre Wahrheit auf Bannern kundtaten: Katalonien ist nicht Spanien!

Kurz zuvor hatte der Oberste Gerichtshof in Madrid die Anführer der katalanischen Separatisten u. a. wegen Aufstands zu neun bis 13 Jahren Haft verurteilt. Die hatten 2017 ein Unabhängigkeitsreferendum organisiert, das gegen die spanische Verfassung verstieß. „Dieser Tag war ein traumatisches Erlebnis für mich. Ich war wählen, dann kam die Polizei und hat mich geschlagen“, erinnert sich Aljosa Ajanovic Andelic. „Ich habe mich wie in einem kolonialisierten Land gefühlt. Das war nicht meine Polizei, sie wurde aus Spanien geschickt, um uns zu schlagen.“ Der 29-Jährige arbeitet für „Ömnium Cultural“, eine Organisation, die sich für den Schutz und die Förderung der katalanischen Kultur einsetzt.

Der Konflikt beruht auch auf der Zeit des spanischen Faschismus: 1936 putschten spanische Nationalisten mithilfe von deutschen Nationalsozialisten und italienischen Faschisten gegen die demokratisch gewählte Regierung. Nach einem dreijährigen Bürgerkrieg wurde unter Francisco Franco eine Diktatur errichtet, in der jegliche Opposition unterdrückt und regionale Kulturen verboten wurden – auch die katalanische.

Shakespeare, der alte Katalane

Nach Francos Tod 1975 und dem von König Juan Carlos geleiteten Übergang zur Demokratie wurden die Verbrechen der Diktatur über Jahrzehnte kaum aufgearbeitet. Bis 2005 stand sogar auf einem Platz in Madrid eine sieben Meter hohe Statue des Diktators, der im Valle de los Caídos begraben wurde, einer monumentalen Gedenkstätte, in der neben dem Diktator Tausende im spanischen Bürgerkrieg gefallene Soldaten – Franco-Anhänger wie Kämpfer gegen den Faschismus – bestattet wurden. Erst im vergangenen Jahr wurde Franco nach anhaltenden Protesten umgebettet.

Dass die Zentralregierung in Madrid die Verklärung des Faschismus lange Zeit duldete, hat das Misstrauen der Katalanen gefördert – und damit auch den Wunsch, ihre eigene Geschichte zu schreiben. Dabei sei der falsche Eindruck erweckt worden, dass nur die Katalanen Opfer des Franco-



Regimes gewesen seien, sagt José Ignacio Torreblanca, ein 52-jähriger Politologe. „Die schlimmsten Verbrechen passierten aber an der Frontlinie in Madrid, in Badajoz, in Andalusien und Extremadura, in Asturien und Galicien. Nicht am Rande des Landes, in Katalonien. Alle Spanier waren Opfer des Franquismus.“ Für Torreblanca spalten die katalanischen Separatisten mit ihren Opfererzählungen nicht nur die spanische Gesellschaft, sondern auch das europäische Projekt, das von der Überwindung der Kleinstaaterei lebt. So verbreitet beispielsweise ein Geschichtsinstitut in Barcelona Theorien, dass der Autor von „Don Quijote“ Katalane war, die katalanische Originalversion aber von den Spaniern vernichtet wurde. Auch Christoph Kolumbus war ihnen zufolge Katalane, Leonardo da Vinci und William Shakespeare ebenso. Trotz dieser offensichtlichen Geschichtsfälschungen unterstützen Politiker und Organisationen, die der katalanischen Regionalregierung nahestehen, das Institut.

Die katalanische Gesellschaft ist gespalten. „Katalonien hat eine gemischte, zweisprachige Bevölkerung“, sagt Torreblanca, „aber das Projekt Unabhängigkeit fokussiert sich nur auf eine Hälfte.“ Tatsächlich würden nach jüngsten Umfragen rund 45 Prozent der Katalanen für und fast 47 Prozent gegen die Unabhängigkeit stimmen. Wobei sich der Teil, der die Unabhängigkeit will, in seinen Vorbehalten immer wieder von der spanischen Regierung bestätigt fühlt, die eine ernsthafte Thematisierung des Konflikts scheut und sich stattdessen hinter der Justiz versteckt und auf Gewalt setzt.

Oscar Bellera aus Barcelona, der beim Referendum noch für die Unabhängigkeit stimmte, hat seine Meinung inzwischen geändert. „Als sie nach der symbolischen Abstimmung die Unabhängigkeit erklärten, wobei sie über alle Gesetze hinwegsehen und das Parlament auflösten, war das irgendwie totalitär“, sagt er. „Es ging nicht mehr darum, fairere Lösungen für die Menschen in Katalonien zu finden, sondern einzig um die Unabhängigkeit.“ Wer nicht mitmache, sei ein schlechter Katalane. ↵

Totally Different Story

Nicht besonders reich, mit schlechten Zähnen und ziemlich alt. So stellt sich die simbabwische Schriftstellerin Petina Gappah den schottischen Missionar und Forschungsreisenden David Livingstone vor, der Mitte des 19. Jahrhunderts zu zahlreichen Afrikareisen aufbrach und mit seinen Büchern das Bild eines Kontinents beeinflusste. In ihrem Roman „Aus der Dunkelheit strahlendes Licht“ lässt Gappah auch Afrikanerinnen und Afrikaner zu Wort kommen, die Livingstone auf seiner Suche zu den Quellen des Nils begleiteten. „Unter diesen Helfern war eine Frau, die sich ununterbrochen über ihn lustig machte“, erzählte Petina Gappah bei einer Podiumsdiskussion über die Recherche für ihr Buch. „Sie sagte zu Livingstone: ‚Bist du verrückt? Warum

Von Anja Bengelstorff

Die Geschichte vieler afrikanischer Länder wurde zu einem großen Teil von den europäischen Kolonialmächten geschrieben. Seit einigen Jahren wird immer deutlicher, dass die Erzählung der Menschen dort anders aussieht. Dazu tragen auch Romane afrikanischer Autorinnen bei



in Gottes Namen rennst du durch die Gegend und suchst nach dem Ursprung eines Flusses, der schon immer da war und immer noch da sein wird, wenn du schon lange unter der Erde liegst?“

Männer wie Livingstone haben über Jahrhunderte das Bild der Europäer von Afrika geprägt – und den Eindruck erweckt, die Geschichte des Kontinents habe erst mit ihrer Ankunft dort begonnen. Was nicht von europäischen „Entdeckern“ bereist, beschrieben und kartografiert war, gab es nicht – so das damalige Denken vieler Männer, die europäische Geschichtsbücher schrieben. Den einheimischen Menschen wurden so oft auch ihre geistigen Fähigkeiten abgesprochen, ihr Wissen, ihre Meinungen, Geschichten und Traditionen, die weder gehört noch ernst genommen wurden. Was lange Zeit fehlte, waren afrikanische Sichtweisen, die selbst in afrikanischen Geschichtsbüchern oft ausgelassen werden.

Genau das aber wollen Schriftstellerinnen aus Afrika wie Petina Gappah ändern, indem sie zeigen, dass Geschichte aus Sicht der Europäer längst nicht die ganze Wahrheit ist. Genau deshalb schreiben sie historische Romane, in denen die Erfahrungen und Sichtweisen der Menschen in Afrika eine zentrale Rolle spielen. „Ich wollte mir aus der Absurdität von Livingstones Forschungsreise einen Spaß machen“, sagt Gappah. „Da läuft dieser unglaublich egoistische Mann durch die Gegend und gibt afrikanischen Orten Namen, obwohl sie bereits Namen haben.“

Der kenianische Literaturwissenschaftler Oduor Obura ist am Ufer von Afrikas größtem Süßwassersee aufgewachsen, der 1858 von einem anderen britischen Reisenden nach der englischen Königin Victoria benannt wurde.

Diesen Namen trägt der See bis heute. „Dabei haben die Ethnien, die um den See herum leben, schon lange vorher eigene Namen für ihn gehabt“, sagt Obura. Bei

den Luo zum Beispiel, zu denen Obura gehört, heiße das Gewässer Nam Lolwe. „Leider lernen wir das nicht in der Schule. Auch dort beginnt die Geschichte Kenias mit der Ankunft der Europäer, und wir sehen uns selbst durch eine europäische Brille.“

Aus dem Kopf:
Weiße Protagonisten werden entsorgt

Afrika seine eigene Geschichte abzusprechen hat eine lange Tradition. Der deutsche Philosoph Georg Wilhelm Friedrich Hegel behauptete im 19. Jahrhundert, dass Afrika kein historischer Kontinent sei und es weder Entwicklung noch Bildung gebe. Und als die Europäer dort ein Bildungssystem etablierten, zementierten sie diese Sichtweise – die selbst nach dem Ende des Kolonialismus Bestand hatte – in den Lehrplänen.

Noch heute, 57 Jahre nach der Unabhängigkeit Kenias von britischer Kolonialherrschaft, wird in den Geschichtsbüchern selbst der transatlantische Sklavenhandel, in dessen Zuge schätzungsweise zwölf Millionen Menschen innerhalb von 400 Jahren verschleppt wurden, nur kurz abgehandelt. Die Zahl der Opfer bleibt unerwähnt. Kein Wort auch zu den muslimischen Sklavenhändlern, die schon vor den Europäern Millionen Menschen verschleppten, oder über die wissenschaftlichen Forschungen früherer afrikanischer Völker. Dass es in Afrika bereits im 14. Jahrhundert Zentren der Forschung und Gelehrsamkeit gab – auch darüber erfahren die Schülerinnen und Schüler an kenianischen Gymnasien nichts.

„Die Rolle von Afrikanerinnen und Afrikanern als Schöpfer ursprünglicher Kulturen, die Jahrhunderte überdauert haben, wird übersehen“, sagt die kenianische Bildungswissenschaftlerin Mary Nasibi. „Man fragt sich, wie junge Menschen aus Afrika ihren Platz in der Welt finden sollen, wenn sie ihre Wurzeln nicht kennen.“

Für den kenianischen Historiker Babere Chacha ist diese Form der Geschichtsvermittlung für die Regierung eine Form des Machterhalts. „Sie hat Angst davor, dass die jungen Menschen zu viel über ihre Geschichte lernen, auch vom Widerstand gegen Unterdrückung, und sich so radikalieren“, sagt er. Vor einigen Jahren wurde sein Berufsverband vom Erstellen von Lehrplänen ausgeschlossen. „Wir hatten uns gegen diese oberflächliche Geschichtsdarstellung gewehrt.“

Schriftstellerinnen haben es da leichter – sie schreiben einfach Bücher über historische Ereignisse wie die in Ghana geborene Yaa Gyasi. In ihrem Roman „Heimkehren“ setzt sie sich mit der Geschichte der Sklaverei auseinander und beschreibt das Leben von Zwillingsschwestern von der Goldküste (heute Ghana), deren Leben sehr unterschiedliche Verläufe nehmen. Die Schicksale der Nachkommen der beiden Frauen zeigen, wie verheerend die Auswirkungen der Sklaverei auch noch über mehrere Generationen hinweg sind. Auch die bekannte nigerianische Autorin Chimamanda Ngozi Adichie hat sich

mit der Historie ihres Heimatlandes beschäftigt. In „Die Hälfte der Sonne“ erzählt sie die Geschichte des Biafrakrieges 1967 bis 1970, in dem Hunderttausende verhungerten, aus der Perspektive einer nigerianischen Familie.

International vernetzte Autorinnen wie Petina Gappah, Yaa Gyasi und Chimamanda Ngozi Adichie recherchieren den Stoff ihrer Romane in histori-

schen Quellen, die nicht zuletzt in Archiven und Museen in Europa und Amerika aufbewahrt werden. „Wir können Dinge ans Licht bringen, sie exhumieren, wir können Ansprüche erheben. Historische Fiktion ermöglicht uns, die Geschichte aus der Sicht ganz kleiner Leben zu betrachten“, sagt Gappah.

Doch auch in den Archiven spiegelt sich das Ungleichgewicht europäischer und afrikanischer Erzählungen wider. So fand die äthiopische Schriftstellerin Maaza Mengiste, die für ihr Buch über die Rolle der Frauen im Widerstand gegen die Invasion der italienischen Armee in Äthiopien in den 1930er-Jahren recherchierte, in den italienischen Archiven hauptsächlich Propagandamaterial, das aus der Zeit des italienischen Diktators Mussolini stammt. Es sei nicht einfach gewesen, die Rolle der äthiopischen Frauen zu erforschen. „Diese Geschichte war versteckt.“ Mengiste hat sie dennoch gefunden. „Wir müssen die Menschen zurückgewinnen, die nicht mehr leben“, sagt sie. „Diese Verantwortung haben wir gegenüber der zukünftigen Generation.“

In Afrika gab es auch schon vor der Ankunft von Europäern Forschung und Wissen

„Niemand hat je bezweifelt, dass es um die Wahrheit in der Politik schlecht bestellt ist, niemand hat je die Wahrfähigkeit zu den politischen Tugenden gerechnet.“ Das schrieb die Philosophin und politische Theoretikerin Hannah Arendt in ihrem Aufsatz „Wahrheit und Politik“. Ein hochaktueller Satz, auch mehr als fünfzig Jahre später. Besonders in den Sozialen Medien ist der Vorwurf der Lüge an die Politik nie weit weg – im Zusammenhang mit Flüchtlingen oder, wie seit ein paar Monaten, angesichts der Corona-Maßnahmen. Davon konnte Hannah Arendt noch nichts wissen. Aber das grundlegende Problem hat sie in aller Schärfe in ihrem Text von 1964 in die Frage gekleidet: Bleibt die Wahrheit notwendig ohnmächtig – und muss sich umgekehrt politische Macht auf Lügen, auf Betrug stützen?

Hannah Arendt, 1906 in Hannover geboren und gestorben 1975 in New York, wurde von einer Zeit geprägt, in der das Lügen zum Staatshandeln wurde. Mit mörderischen Konsequenzen. Gemeint ist zuallererst das nationalsozialistische Regime, das den Zweiten Weltkrieg entfesselte und für den Holocaust verantwortlich war – in Arendts Worten ein „Verbrechen gegen die Menschheit, begangen am jüdischen Volke“. Auch der Terror in der sozialistischen Sowjetunion unter dem Diktator Stalin vor allem in den 1930er-Jahren fiel nach Hannah Arendt unter den Begriff der „totalen Herrschaft“. Ohne Propaganda, ohne großflächiges Lügen wären diese Systeme undenkbar gewesen, weil zur Wahrheit schlicht und einfach der Massenmord gehörte, aus welchen Gründen auch immer er verübt wurde. Wie es dazu kommen konnte, hat Arendt in ihrem 1951 erstmals erschienenen Buch „Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft“ untersucht.

Die Nazis waren keine Monster, sondern erschreckend normale Menschen. Mit dieser Einschätzung hat sich Hannah Arendt keine Freunde gemacht. Ein Grund mehr, sich mit ihrem Werk zu beschäftigen



Die Frau, die sich traute

Von Claas Christophersen



Immer mit Kippe:
Hannah Arendt in
typischer Denkerpose

Insbesondere der Nationalsozialismus bildete die Negativfolie, vor der Hannah Arendt ihre Theorie von Politik und politischem Handeln entwickelte. Als junge Frau und Jüdin floh sie bereits 1933 aus Deutschland, zunächst nach Frankreich und später in die USA, wo sie bis zu ihrem Tod bleiben sollte, als Professorin für politische Theorie und Philosophie in Chicago und New York. 1961 reiste sie nach Jerusalem, um den Prozess Israels gegen Adolf Eichmann

zu beobachten, einen hochrangigen Nazifunktionär, der die Deportation der europäischen Juden in Konzentrations- und Vernichtungslager organisiert hatte – und damit deren Ermordung. In ihrem Buch über den Prozess, der mit der Todesstrafe endete, prägte Hannah Arendt die Formel von der „Banalität des Bösen“. Die Anklage zeichnete von Eichmann das Bild eines Antisemiten mit Lust am Leid der Juden. Doch Hannah Arendt erkannte in dem Mann, den sie im Gerichtssaal sah, eher einen „Hanswurst“, eigentlich einen erschreckend normalen, das heißt, banalen Menschen.

Die Schilderung des Eichmann-Prozesses hat, für Arendt unerwartet, das ausgelöst, was heute „Shitstorm“ heißt. Jüdische Organisationen und Aktivisten kritisierten aufs Schärfste unterschiedliche Aspekte, über die Arendt in ihrem Eichmann-Buch schreibt – und auch, wie sie davon erzählt, angeblich mit zu wenig Einfühlungsvermögen für das jüdische Leid.

Was heute vom Fall Eichmann übrig bleibt, ist Arendts Erkenntnis, dass die farblosen Beamten von nebenan in finsternen Zeiten durchaus imstande sein können, ohne jedes Unrechtsbewusstsein ungeheuerliche Verbrechen zu begehen. Wobei man sicher hinzufügen muss, dass Adolf Eichmann nicht irgendein beliebiger Regierungsbeamter war, sondern schon vor Hitlers Machtübernahme ein überzeugter Nationalsozialist. Insgesamt aber hat Hannah Arendt eine beunruhigende Erkenntnis ausgesprochen.

Wurden solche Erkenntnisse allerdings auch politisch unbequem, sah die Philosophin sie als bedroht an. Im Aufsatz „Wahrheit und Politik“ legt sie ihr Augenmerk auf „Tatsachenwahrheiten“ – Ereignisse, die sich nachweisbar abgespielt haben, historische Daten etwa wie der Überfall Deutschlands auf Polen, der am 1.9.1939 den Zweiten Weltkrieg auslöste. Diese „Tatsachenwahrheiten“, so Arendt, könnten problematisch besonders für Gesellschaften werden, in denen der totale Terror herrscht und die sich ihre Geschichte gerne selbst neu schreiben oder besser: zurechtlügen. Grundsätzlich gelte das aber auch für demokratische Staaten, wenn diese faktisch Gegebenes wie Meinungen behandelten. Dagegen bezeichnete Hannah Arendt Wahrheit 1964 als das, „was

der Mensch nicht ändern kann“. Die Wahrheit sei der „Grund, auf dem wir stehen, und der Himmel, der sich über uns erstreckt“.

Zu der Schlussfolgerung gehört: Alles andere, was zwischen „Grund“ und „Himmel“ vorstellbar ist, kann, darf und soll sich ändern. Für Hannah Arendt lag das Wesentliche des Politischen in der Gestaltung unserer gemeinsamen Welt, und zwar aus unseren unverwechselbaren persönlichen Perspektiven heraus. Politik hat Arendt als einen öffentlichen Raum der Freiheit verstanden. Das Macht-Haben hatte für sie nichts mit Zwang, Unterdrückung

Macht und Gewalt war ihr Lebensthema

oder Gewalt zu tun. Vielmehr entspreche Macht „der menschlichen Fähigkeit, nicht nur zu handeln oder etwas zu tun, sondern sich mit anderen zusammenzuschließen und im Einvernehmen mit ihnen zu handeln“, wie es in Arendts Schrift „Macht und Gewalt“ von 1970 heißt. Und: Sobald sich eine mächtige Gruppe auflöse, verschwinde mit ihr auch wieder die Macht.

In diesem Sinn bedeute Politik eher, die Macht zum Handeln zu haben als die Macht zum Betrügen. Trotzdem scheint es Situationen zu geben, in denen das Lügen zum richtigen politischen Mittel werden kann. Lernen kann man das aus einem Fernsehinterview, das Hannah Arendt 1964 dem Journalisten Günter Gaus gegeben hat und das auf YouTube zu finden ist. Darin berichtet Arendt, dass sie, kurz nachdem die Nazis an die Macht gekommen waren, verhaftet wurde. Sie hatte für eine zionistische Organisation antisemitische Äußerungen im Land dokumentiert. Der Polizist, der sie verhörte, sei ihr sogar wohlgesonnen gewesen. Nur leider, leider, und das erzählt Arendt mit geradezu diebischer Freude, habe sie den armen Mann über ihre wahren Auftraggeber belügen müssen. Kurz darauf kam sie frei und verließ Deutschland.

Wenn ein ganzer Staat auf Verlogenheit fußt, ist Lügen also vielleicht das einzig Wahre. ✦

Ganz stark! Filme, Bilder und Artikel auf fluter.de



Wir müssten reden

Kaum können ihre Kinder laufen, führen viele Schwarze Eltern in den USA mit ihnen „The Talk“ – ein Aufklärungsgespräch über Rassismus. Wie läuft das in deutschen Familien ab? Wir haben ein paar vor die Kamera geholt und nach unangenehmen Erfahrungen gefragt. fluter.de/thetalk

Faustdick auf die Ohren

Viele Belarussen fliehen vor dem brutalen Regime in ihrem Land. Einer davon ist Julian: Er hat gegen den Ewig-Präsidenten Lukaschenko protestiert – und wurde von Polizisten verprügelt. Weil dem 18-Jährigen in seiner Heimat

eine Haftstrafe droht, versucht er sich nun eine neue aufzubauen: in Polen. Unser Reporter hat ihn dort via Zoom besucht. fluter.de/faustdick

Was wir wissen müssen

Wir können uns scheinbar alles jederzeit ergoogeln und verlieren trotzdem manchmal den Überblick. Bereiten uns Schule, Ausbildungsbetrieb oder Uni eigentlich gut genug aufs Leben vor? Sollte man Goethes „Faust“ oder besser die Lyrics von Capital Bra kennen? Welches Wissen brauchen wir im 21. Jahrhundert – und wer entscheidet das? Auf fluter.de gibt es einen Schwerpunkt zum Thema Wissen. fluter.de/wissen

Vorschau

Wenn ihr den nächsten fluter bekommt, liegt der Winter fast hinter uns, und draußen wird es wieder grün. Da haben wir gedacht, dass ein Heft zum Thema „Pflanzen“ gut passen könnte. Klingt erst mal nicht so dringlich, ist aber natürlich allein schon wegen des Klimawandels ein hochpolitisches Thema. Der wird zum einen durch die Rodung riesiger Waldflächen befeuert, auf der anderen Seite wird sich die Fauna in vielen Regionen der Welt deutlich verändern, wenn es wärmer wird. Dazu kommt, dass Monokulturen in der Landwirtschaft und die zunehmende Versteinerung der Städte den Lebensraum auch nicht gerade besser machen. Aber keine Angst. Wir wollen nicht nur die Probleme angehen, sondern auch das pure Leben feiern, das Pflanzen ja auch sind.

Impressum

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung

Ausgabe 77, Thema Wahrheiten
Winter 2020–2021
Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung (bbp)
Adenauerallee 86, 53113 Bonn
Tel. 0228/99515-0

Redaktion

Thorsten Schilling (verantwortlich / Bundeszentrale für politische Bildung / schilling@bbp.de),
Oliver Gehrs (redaktionelle Koordination)

Bildredaktion

Trine Skraastad

Artdirektion

Sabine Kornbrust

Mitarbeit

Nik Afanasjew, Anja Bengelstorff, Claas Christophersen, Arno Frank, Veronica Frenzel, Sabrina Gaisbauer, Oliver Geyer, Maren Häußermann, Matthias Jung, Noelle Konate, Bartholomäus von Laffert, Filippo Luca, Jan Ludwig, Tanja Mokosch, Lissi Pörnbacher, Mirjam Ratmann, Natascha Roshani, Lisa Santos, Nadja Schlüter, Ole Schulz

Dokumentation

Kathrin Lilienthal

Korrektorat

Tina Hohl, Florian Kohl

Redaktionsanschrift / Leserbrief

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung,
DUMMY Verlag, Torstraße 109, 10119 Berlin,
Tel. 030/30 0230-233, Fax -231, post@fluter.de

Redaktionelle Umsetzung

DUMMY Verlag GmbH, Torstraße 109,
10119 Berlin
ISSN 1611-1567
Bundeszentrale für politische Bildung
info@bbp.de
www.bbp.de

Abonnement & Leserservice

Ernst Kaufmann GmbH & Co. KG, Druckhaus im Auftrag der Bundeszentrale für politische Bildung
Raiffeisenstraße 29, 77933 Lahr
Tel. 07821 / 945-295, Fax 07821 / 945-22295
abo@heft.fluter.de

Kostenloses Abo bestellen, verlängern oder abbestellen

www.fluter.de/heft-abo
abo@heft.fluter.de

Nachbestellungen

Publikationsversand der Bundeszentrale für politische Bildung/bbp, Postfach 501055,
18155 Rostock
Fax 038204/66-273,
www.bbp.de/shop
Nachbestellungen von fluter werden von 1 kg bis 20 kg mit 5 Euro kostenpflichtig.

Druck

Ernst Kaufmann GmbH & Co. KG, Druckhaus Raiffeisenstraße 29, 77933 Lahr
Tel. 07821/945-0, info@druckhaus-kaufmann.de
www.druckhaus-kaufmann.de

Bildnachweise

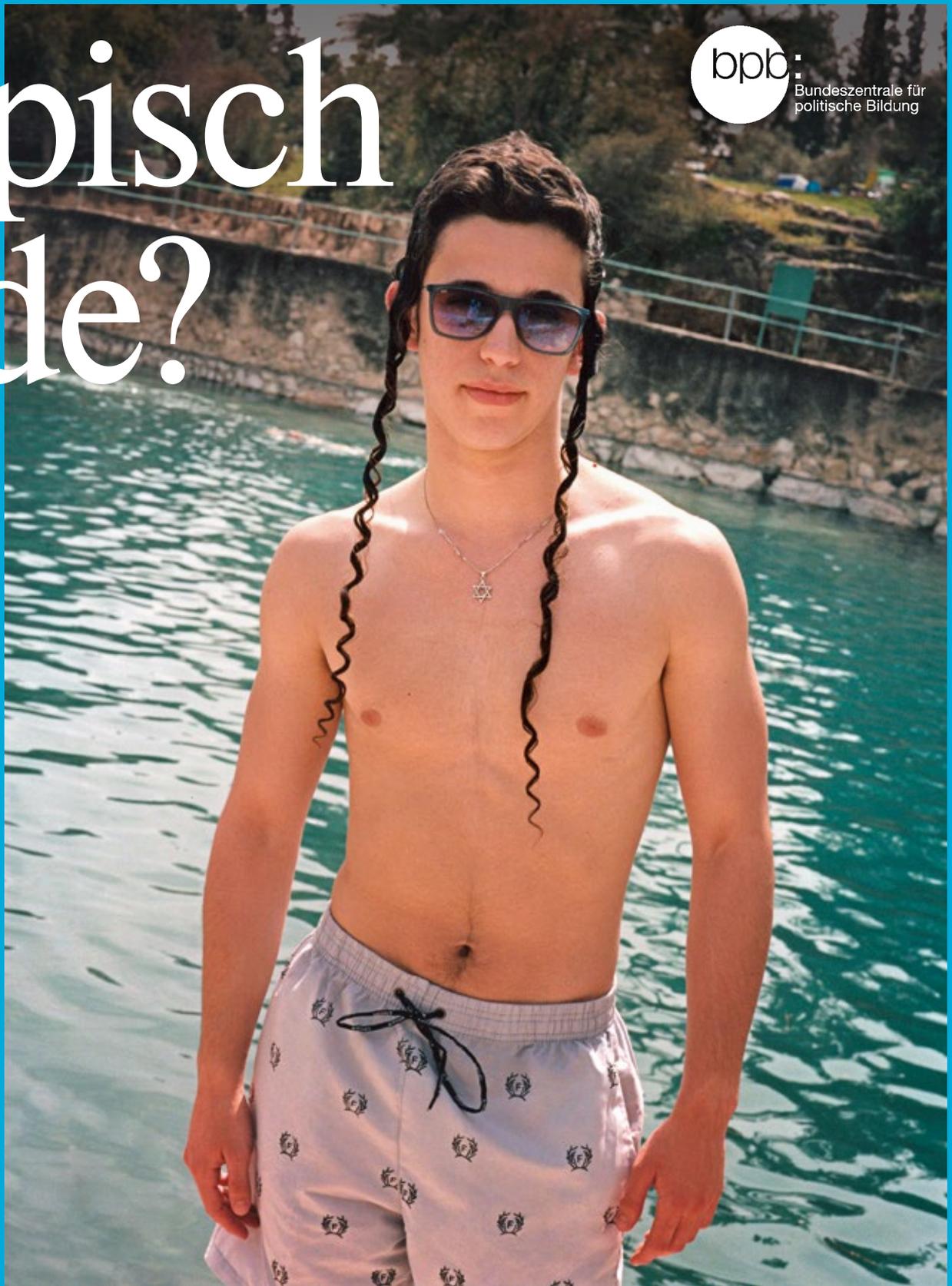
Illustrationen: Golden Cosmos/Zagenten (S. 4, 10-11, 12, 16, 29-31, 35, 44); Eugen Schulz (S. 14, 24); Cover Tim Barber by Asger Carlsen; S. 3 Max Siedentopf; S. 4 NurPhoto/Getty Images; archief politie Amsterdam; Communions © Michael Alberry, 2020. Courtesy of the artist; S. 5 Kerry Skarbakka; S. 6 Privat; S. 8 Celine Yasemin; S. 13 Chausi, Bulgaria, from the WILDER MANN series. 2010 © Charles Fréger; S. 18 NurPhoto/Getty Images; S. 20 Gina Ferazzi/ Los Angeles Times/Getty Images; ZUMY Wire/ imago images; S. 22 Dario Lopez-Mills/AP Photo/ picture alliance; S. 23 Brigitte Baudesson; S. 26 Wikimedia Commons/National Portrait Gallery; Wikimedia Commons/Library of Congress; dpa/picture alliance; teutopress/imago images; S. 27 The Washington Post/Getty Images; Image-Broker/picture alliance; Klaus-Dietmar Gabbert/ dpa/picture alliance; Steve Granitz/WireImage/ Getty Images; ROPI/picture alliance; Future Image/imago images; Winfried Rothermel/picture alliance; S. 32-34 archief politie Amsterdam; S. 36 Herbert Gehr/The LIFE Images Collection/ Getty Images; S. 37 Robert Schloessnickel/ plainpicture; S. 38-39 Communions © Michael Alberry, 2020. Courtesy of the artist; S. 41 Cyril Zannettacci/VU/laif; S. 42 ak-g-images/ picture alliance; S. 44 Museum of Memory and Human Rights; S. 45 Getty Images Europe; S. 46 Gregory Halpern/Magnum Photos/Agentur Focus; S. 48-49 Fred Stein Archive/Archive Photos/ Getty Images; S. 50 Kosti Fokas

Papier: Dieses Magazin wurde auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.

Ausführliche Informationen zu Datenschutz und Betroffenenrechten findest du hier: www.fluter.de/datenschutz

Typisch Jude?

Fotografiert von Dafy Hagai



Für viele Jüdinnen und Juden ist Antisemitismus Alltag – aber kaum jemand kriegt es mit. Oft wird er in seinen unterschiedlichen Facetten nicht einmal erkannt oder er wird verharmlost. Doch schnell können aus Worten auch Taten werden. In unserem Dossier erfährst du mehr über Antisemitismus und wie man sich dagegen wappnen kann: bpb.de/antisemitismus

Täglich *tiefer* blicken

Auf fluter.de
gibt's immer was
Neues

